

Sonntags = Post.

Blätter zur Unterhaltung am häuslichen Herde.

Verlag von C. Weinek in Dresden. — Redacteur: Otto Freitag in Dresden.

Erscheint in Wochennummern von 2 Bogen zum Preise von 10 Pfennigen.

Das Gespenst der Marquise.

Roman aus dem Englischen.

Frei bearbeitet von Hermine Frankenfeld.

(Fortsetzung.)

„Ich fühle mich an Einen gebunden,“ fuhr Bernice fort, „der nicht an mich gebunden ist. Ich werde einst zu Grabe gehen mit der Liebe für einen Mann im Herzen, der bald eine Andere heirathen wird, und da ich nur ihn mit ganzer Seele liebe, kann ich es nicht über mich gewinnen, Gilbert Mont zu lieben oder ihn zu heirathen. Ich habe keine andere Liebe für Mr. Mont, als die einer Schwester!“

Mrs. Crowl lachte roh.

„Sie glauben das jetzt, aber Sie werden noch anders reden. Alle jungen Damen sprechen so, Miß Gwyn. Aber es bedarf nur der Bitten eines Liebenden, um sie zu erweichen. Denken Sie an Ihre Einsamkeit und Armuth. Niemand wird Sie als Lehrerin oder nur als Kammermädchen aufnehmen. Ihr schönes Gesicht wird Ihnen überall im Wege stehen; und dann sind Sie zu jung, haben weder Erfahrungen noch Empfehlungen; Sie werden sich gezwungen gesehen, Mr. Mont zu heirathen, nur um eine Heimath zu haben — —“

„Nie — niemals!“

„Die Zeit wird's lehren; aber es ist doch so, wie ich's Ihnen sagte, Miß. Sie werden sich nie eine Stellung verschaffen können. Es liegen Ihnen zu viele Hindernisse im Wege. Und Mr. Mont liebt Sie und würde Sie glücklich machen. Er hat sehr viel für Sie gethan, er hat sich um Ihre Willen jeden Luxus versagt. Und bedenken Sie, wie er Sie erhalten hat. Sie haben in Wales gelebt wie eine junge Fürstin. Sehen Sie Ihren Schmuck an. Er kam von Mr. Mont. Sogar die Kleider, welche Sie tragen, sind sein Geschenk.“

„Ich weiß es. Er war sehr gut gegen mich.“

„Männer verschwenden ihr Geld nicht so ohne Zweck. Mr. Mont liebt Sie mehr als sein Leben. Sie verdanken

ihm das Ihre sogar. Warum geben Sie ihm nicht, was ihm gehört?“

„Ich kann das nicht weiter anhören, Mrs. Crowl,“ sagte Lady Chetwynd. „Ich liebe einen Andern, wie ich Ihnen bereits sagte; ich fühle mich an diesen Andern gebunden und werde mich immer als bereits verheirathet betrachten. Ich sehe, daß ich nicht bleiben darf, bis Mr. Mont ankommt. Es scheint Unrecht von mir gewesen zu sein, daß ich mich von ihm erhalten ließ, und ich darf meinen Fehler nicht weiter fortsetzen. Ich werde Sie morgen früh verlassen müssen. Sie waren gut gegen mich, als ich der Güte bedurfte, und ich werde das nicht vergessen. Aber Ihre eigenen Worte befestigen meinen Entschluß, fortzugehen, ehe Mr. Mont kommt.“

„Ihre Skrupel kommen ziemlich spät, Miß Gwyn,“ bemerkte Mrs. Crowl etwas höhnisch. „Mir gefällt es nicht, wenn die Menschen sich so spät erst auf das besinnen, was recht ist. Aber verzeihen Sie mir,“ fügte sie hinzu, sich erinnernd, daß sie vorsichtig bleiben müsse. „Wenn Sie dennoch nach Ihrem Willen handeln wollen, so beschwöre ich Sie nur, zu warten, bis Mr. Mont kommt.“

Bernice blieb bei ihrer Weigerung und man ließ den Gegenstand fallen. Mrs. Crowl war den ganzen Tag und den darauf folgenden Abend sehr aufmerksam gegen ihren jungen Gast.

Lady Chetwynd ging früh zu Bette und schlief gut. Am nächsten Morgen stand sie vollkommen gekräftigt auf.

Sie kam zum Frühstück hinaus und wurde von Mrs. Crowl mit gebührender Ehrerbietung behandelt. Nach der Mahlzeit ging Bernice in das Schlafzimmer, packte ihre Keffetasche und setzte ihren Hut auf. Dann ging sie hinaus.

„Sie waren sehr gütig gegen mich, Mrs. Crowl,“ sagte sie, ihr die Hand reichend. „Ich bin wieder stark genug, um

mir ein Unterkommen zu suchen. Ich danke Ihnen nochmals und hoffe, Ihnen eines Tages Alles vergelten zu können."

Mrs. Crowl nahm ihre Hand und drückte sie langsam. Vernice ging der Thüre zu. Mrs. Crowl, welche vor derselben gestanden, trat mit sonderbarem Lächeln zur Seite. Vernice versuchte die Thüre zu öffnen, sie war versperrt.

"Was soll das heißen?" fragte sie mit blitzenden Augen.

"Das heißt," entgegnete Mrs. Crowl mit triumphirendem Lachen, "daß Sie eine Gefangene sind."

Vernice war erstaunt, entrüstet.

"Oeffnen Sie diese Thüre!" befahl sie mit laut schallender Stimme. "Oeffnen Sie oder ich mache Lärm im Hause."

"Thun Sie das und sehen Sie, was Sie damit erreichen. Es ist außer uns Niemand im Hause — da alle Leute an ihre Arbeit gegangen sind. Die Hauswirthin ist meine Freundin und Verwandte und wird mir beistehen. Schreien Sie, rufen Sie! Sie werden Niemanden herbeiführen. Sie sind eine Gefangene, Miß, und thun gut daran, sich die Thatsache sogleich klar zu machen."

Achtundvierzigstes Kapitel.

Während Gilbert und Sylvia Monk in dem Boudoir der Letzteren zu einer gegenseitigen Verständigung bezüglich Vernice's kamen, waren Lord Chetwynd, Mr. Tempest und Bisset, der Detektive-Offizier, damit beschäftigt, die unbewohnten Dachkammern des Hauses zu untersuchen.

Sie waren mit ihren Lichtern von Zimmer zu Zimmer gegangen, hatten alle Ecken und Winkel durchsucht, und nichts gefunden als nackte Wände und staubigen Fußboden. Der junge Marquis hatte durchaus keine Hoffnung, unter seinem eigenen Dache eine Spur von dem letzten Besuche des „Gespenstes“ zu finden.

Mr. Tempest verrieth sehr viel Angst und Aufregung, aber auch er hatte keine Hoffnung, Aufklärung in Bezug auf den sonderbaren Gast, deren anerkannte Ähnlichkeit mit Vernice, seiner eigenen Tochter, ihn mit dem Wunsche sie zu sehen erfüllte, zu erhalten.

Bisset allein war ruhig und selbstbewußt. Er ging voraus, und seine scharfen Augen drangen in alle Winkel und Nischen; er blickte sich, um Fußspuren in dem den Boden bedeckenden Staube mit einer Gründlichkeit zu untersuchen, die seine Begleiter ärgerte.

"Sie werden durch diese Fußspuren nichts herausbringen," sagte Lord Chetwynd ungeduldig, als Bisset eine Messschnur aus seiner Tasche zog und eine Fußspur nach der Länge und Breite maß, und sich dann Notizen machte. "Jemand von den Dienstknechten hat sich vielleicht hier herumgetrieben. Das ist ein Männertritt, nicht wahr?"

"Ja, mein Lord," sagte Bisset kurz. "Aber ich muß auch auf solche Kleinigkeiten achten; denn diese Messungen können mir später von großem Nutzen sein. Lassen Sie mich vorausgehen, damit ich auch andere Spuren messe, ehe die unserigen sich damit vermengen."

Er ging voraus. Die erste Fußspur, die er gemessen hatte, war die Gilbert Monk's gewesen. Jetzt fand er eine andere ganz deutlich ausgedrückt — die Fußspur der alten Ragen.

Diese Spur hatte keinen Abdruck. Der Schuh war flach und breit gewesen, und Bisset hatte auf den ersten Augenblick mit großem Scharfsinn erkannt, wer ihn getragen.

"Ich fange an klar zu sehen," dachte er. "Alles vereinigt sich, meine Annahme zu bestätigen, wie kühn diese auch sein mag. Monk ist Derjenige, von dem die männlichen Fußspuren herrühren, die anderen sind von der alten Inbierin. Ich habe noch andere Spuren bemerkt, aber sie sind mit diesen so verwirrt, daß sie nicht genau zu erkennen sind. Wenn ich nur diese dritten Spuren genau sehen könnte."

Diesen Wunsch sah er bald befriedigt. Er fand in dem tiefen Staube ganz deutlich eingedrückt die Spuren eines sehr kleinen, zarten und feinen Frauensfußes, und er erröthete voll Vergnügen darüber.

"Wir verlieren sehr viel Zeit hier," sagte Lord Chetwynd mit wachsender Ungeduld, als er auf seine Uhr schaute. "Wenn die junge Dame in diesen Dachkammern war, — was mir mit jedem Augenblicke unwahrscheinlicher vorkommt, würde sie sicherlich ein anderes Zeichen ihrer Anwesenheit zurückgelassen haben, als Fußspuren, die nichts beweisen. Jemand von den Dienstknechten hat sich vielleicht hier zu schaffen gemacht. Ich halte alle Ihre Messungen für werthlos, Mr. Bisset."

"Wir werden sehen, mein Lord," sagte der unerschütterliche Offizier kalt. "Uebrigens bin ich jetzt fertig, und wir können weiter gehen, wenn es Ihnen gefällig ist."

Sie setzten ihre Untersuchung fort und endlich, als sie in das letzte Dachzimmer kamen, fanden sie daselbst die Leiter an die Fallthüre gelehnt, die in die obere kleine Kammer führte, welche Vernice's Schlupfwinkel gewesen war.

Während des geheimen Aufenthaltes der Lady Chetwynd im Hause hatte diese immer die Leiter nach sich in die Kammer hinaufgezogen, oder sie nach dem Herabsteigen in einem Winkel verborgen. Man wird sich erinnern, daß sie bei ihrem letzten Besuche in größter Eile vor Monk und Ragen, welche sie stundenlang in den Kammern gesucht hatten, entflohen war; die Leiter stand daher noch genau so da, wie sie dieselbe benutzt hatte.

Bisset's Augen leuchteten auf, als er die Leiter sah. Er sprang vorwärts und kletterte wie eine Katze die Sprossen hinauf, bis er in der oberen Kammer stand.

Etwas in seinem Wesen flackte Chetwynd mit gleicher Energie an, ebenso Tempest. Sie stiegen hinter ihm über die Leiter in die Dachkammer.

Es war ein ganz niedriges Stübchen, kaum sechs Schuh hoch an der höchsten Stelle, ohne Fenster, fast nur eine Höhle, in welche Luft und Licht nur durch die Spalten und Nischen der Dachsparren eindrang.

Und dennoch sah man auf den ersten Blick, daß es von einem menschlichen Wesen bewohnt worden war.

Es lag eine Matratze in einer Ecke, ein Polster und Leintücher. Ein Stück gebrochenen Spiegels war an einen Holzpfeiler angenagelt. Auch einige Toilettegegenstände waren da, die offenbar aus einem Gastzimmer von unten heraufgebracht worden waren.

"Hier ist Jemand gewesen," sagte Tempest verwundert, "und nach der vollkommenen Nettigkeit zu schließen, die hier herrscht, würde ich die Inwohnerin für eine Dame halten."

"Sie muß wochenlang hier gewesen sein," sagte Bisset ruhig. "Sehen Sie her!"

Er zeigte auf eine Ecke, in welcher Ueberreste von

Speisen, Knochen, eine Schachtel mit Bisquit und andere Lebensmittel lagen.

Die Herren untersuchten sie neugierig.

„Glauben Sie, Mr. Bisset, daß die Person, welche in diesen Zimmern wohnte, dieselbe ist, welche Lady Chetwynd's Gespenst vorstellte?“ fragte Mr. Tempest mit Interesse.

Bisset erwiderte bejahend.

„Diese Person muß wahnsinnig sein,“ sagte der Marquis gedankenvoll. „Es scheint wirklich sonderbar, daß ein Mädchen mit Vernice's Augen ungesannt und unbeargwöhnt unter meinem eigenen Dache leben sollte. Mr. Bisset, ich kann das sogenannte Gespenst für keine Betrügerin halten, wie es Miß Mont meint. Die Aermste muß wahnsinnig sein. Ich habe die Welt gesehen und die Menschennatur studirt und weiß, daß aus so reinen, klaren Augen, wie die ihrigen, nie eine verdorbene Seele sprechen kann.“

Bisset erwiderte nichts. Er leuchtete mit seinem Lichte in alle Ecken und Ritzen, und warf seine forschenden Blicke überall hin.

Plötzlich sah er hinter einer Sparre über seinem Kopfe etwas Weißes, eine Rolle oder ein Bündel schimmern. Er griff danach und zog es herab. Dann rollte er es auseinander, bis es in ganzer Länge auf dem Boden lag.

Es war Lady Chetwynd's Leichenkleid.

Die drei Herren starrten es eine Minute lang stillschweigend an.

„Das ist das Kleid, in welchem meine Frau begraben ward,“ sagte Lord Chetwynd in sonderbarem Tone; „ich würde es überall erkennen. Es ist auch dasselbe Kleid, welches das Gespenst getragen hat. Sehen Sie den Ärmel an.“

Bisset hob den kleinen Ärmel mit dem feinen Spitzenbesatz etwas mehr in die Höhe. Ein Theil des Besazes war gewaltsam herausgerissen.

Der Offizier brachte das Spitzenfragment, welches ihm Lord Chetwynd gegeben hatte, zum Vorschein, und pastete es in die Lücke hinein. Die Thatsache war auf den ersten Blick erkennbar. Das Fragment war aus eben diesem Besaze herausgerissen. Wieder schauten die drei Männer schweigend erst sich, dann das Kleid an.

Mr. Tempest sprach zuerst.

„Wir haben jetzt den klarsten Beweis,“ sagte er, „daß das Gespenst ein lebendes Frauenzimmer ist, und daß sie in diesem Zimmer Tage, vielleicht Wochen zubrachte. Vielleicht ist Jemand im Hause mit ihr im Einverständniß gewesen, und hat sie mit Nahrungsmitteln versorgt, vielleicht auch nicht. Es ist auch klar, daß dieses Frauenzimmer aus irgend einer Ursache hier für einen Geist gelten will. Aber was ist ihre Absicht, ihr Zweck?“

„Diese Frage harret noch der Beantwortung, mein Herr,“ sagte Bisset. „Aber wir müssen uns früher mit wichtigeren Fragen beschäftigen. Zum Beispiel, diese sonderbare Behauptung des Lords, daß dieses Kleid dasselbe ist, welches die verstorbene Lady Chetwynd in ihrem Sarge trug. Meinen Sie wirklich, mein Lord, daß dies das Kleid ist, in welchem Ihre Gemahlin begraben wurde?“

„Es sieht wie dieses aus,“ sagte Chetwynd. „Natürlich kann es nicht dasselbe sein, und dennoch erinnere ich mich des Kleides sehr wohl. Lady Chetwynd trug es am ersten Abend unserer Heimkehr. Sie sah darin so reizend aus, daß

ich mir's genau merkte, und in ihrem kindlichen Vergnügen machte sie mich auf das Muster der Spitzen und andere Einzelheiten aufmerksam.“

„Das Kleid wurde von einer Französin gemacht,“ sagte Bisset, das Kleid sorgfältig untersuchend.

„Das meiner Gemahlin auch,“ sagte der Lord. „Ich kann nur wiederholen, daß die beiden Kleider vollkommen gleich sind und doch, es ist ja nicht möglich, daß dieses Kleid —“

„Gibt es außer dem Muster der Spitzen kein besonderes Zeichen, an welchem Eure Lordschaft das Kleid Ihrer Gemahlin erkennen könnten?“ unterbrach der Detektive den Lord.

„Nein — ja doch! An jenem Abende nach unserer Tischgesellschaft, als ich mit Lady Chetwynd in ihrem Boudoir war,“ entgegnete dieser, „verwickelten sich die Enden meiner Uhrkette in den Spitzen an der Innenseite des Ärmels. Unsere Versuche, sie herauszulösen, endigten in einem kleinen zackigen Riß in den Spitzen, welchen Fisine, Lady Chetwynd's Kammermädchen, am nächsten Tage ausbesserte. Ich habe an diesen Zwischenfall seither nicht gedacht, doch Ihre Frage tief mir ihn jetzt zurück.“

„Darin können wir leicht beweisen, ob dies Lady Chetwynd's Kleid ist,“ sagte Bisset. „Sehen Sie!“

Er schlug die Innenseite beider Ärmel heraus. Lord Chetwynd untersuchte sie und stieß einen leisen Schrei aus.

Er hatte den kleinen Riß, den er beschrieben, gefunden. Derselbe war so sorgfältig ausgebessert, daß nur die schärfste Untersuchung ihn sichtbar machte.

Bisset und Mr. Tempest untersuchten in ebenfalls sehr genau.

„Das ist unglaublich,“ sagte der Naturforscher in großer Aufregung. „Sollen wir glauben, daß dies in Wirklichkeit das Kleid ist, in welchem Lady Chetwynd begraben wurde?“

„Lord Chetwynd hat bisher nur bewiesen, daß dieses Kleid dasselbe ist, welches seine Gemahlin an jenem Abende nach der Heimkehr in seinem Hause getragen hat,“ sagte Bisset. „Aber damit ist noch nicht bewiesen, daß sie auch in demselben Kleide begraben wurde.“

„Ich will es beschwören, daß sie in diesem Kleide begraben wurde,“ erklärte der Marquis. „Sie lag wie eine Braut im Sarge; auch hatte sie kein anderes weißes Seidenkleid mit solchem Ausschnitt und solchen Ärmeln. Fragen Sie Miß Mont, sie weiß es und wird es Ihnen bestätigen können.“

„Wir wollen Miß Mont lieber nicht in diese Untersuchungsangelegenheit hineinziehen, mein Lord,“ sagte Bisset. „Ich ziehe es vor, Miß Mont über unsere Schritte in Unwissenheit zu lassen. Ist sonst noch Jemand da, der das Kleid identificiren kann?“

„Lady Chetwynd's Kammermädchen, Fisine.“

„Wir wollen uns zur rechten Zeit an Fräulein Fisine wenden,“ erklärte Bisset. „Aber um mit unserer Arbeit hier fortzufahren: Eure Lordschaft haben hinlänglich bewiesen, daß dieses Kleid Lady Chetwynd gehörte. Eure Lordschaft glauben auch, daß Lady Chetwynd in diesem Kleide begraben wurde. Sie werden über meinen nächsten Vorschlag erschrecken, mein Lord; aber ein kurzes Besinnen wird Ihnen seine Nothwendigkeit klar machen. Ich möchte in Gegenwart Eurer Lordschaft und Ihres Gastes, Mr. Tempest, Lady Chetwynd's Sarg öffnen.“

Lord Chetwynd erschraf. Der Gedanke schien ihm eine Entweihung. In seinen aufgeregten Zügen malte sich seine Weigerung.

Der Gelehrte sah nicht weniger erstaunt und aufgeregt darein.

„Das ist ein höchst sonderbarer Vorschlag, Mr. Bisset,“ sagte Tempest, bemüht, sich zu fassen. „Wozu wollen Sie die Ruhe der Todten stören? Ich wundere mich nicht, daß Lord Chetwynd sich weigert, Ihren Wunsch zu erfüllen. Ich habe in meinem Leben keinen so seltsamen Vorschlag gehört.“

„Aber wir befinden uns auch in seltsamen Umständen, mein Herr,“ entgegnete Bisset achtungsvoll. „Es ist höchst wahrscheinlich, daß Lady Chetwynd in diesem Kleide begraben wurde. Wie also kam es aus dem Sarge heraus? Darüber müssen wir uns Gewißheit verschaffen.“

„Nein, nein,“ sagte Chetwynd entschieden; „ich kann mich doch geirrt haben. Natürlich konnte meine Frau nicht in dem Kleide begraben worden sein, das jetzt hier ist.“

„Warum nicht, mein Lord?“ entgegnete Bisset. „Ich sage Ihnen, meine Herren, Sie stehen auf der Schwelle eines Geheimnisses, so tief und unsagbar, daß ich es gar nicht wage, Ihnen meinen Argwohn auszusprechen. Haben Sie nie von Leuten gehört, welche scheinodt begraben wurden? Haben Sie nie von Fällen gehört, wo das Leben scheinbar für einen gewissen Zeitraum vollständig erlischt? Warum sollte Lady Chetwynd nicht das Opfer eines Starrkrampfes gewesen sein? Nehmen wir an, sie wurde scheinodt begraben — nehmen wir an, daß Jemand, von dem Gedanken verführt, ihre Juwelen zu rauben, den Sarg öffnete — nehmen wir an, daß sie aus ihrem Scheintode erwachte — —“

„O, barmherziger Gott!“ rief Chetwynd, „warum martern Sie mich so? Meine arme Frau ist todt — —“

„Aber nehmen wir an, sie ist's nicht?“ fuhr Bisset fort, dessen Augen in seltsamem Feuer aufleuchteten. „Es ist ja schon oft vorgekommen, daß Personen begraben wurden, die nur den Starrkrampf hatten, und nicht todt waren — —“

„Aber sie war todt —!“ rief Lord Chetwynd schmerzlich. „Sechs Tage lag sie aufgebahrt, die Aerzte erklärten, daß sie todt sei. O, Himmel, zu denken, daß sie lebend in ihrem Sarge in der Gruft lag, während ich sie hier in den verödeten Räumen für todt beweinte! Ich werde dieses schreckliche Bild vor mir haben, so lange ich lebe, ich werde glauben, sie im Todeskampfe zu sehen, zu hören, wie sie mich ruft! Mr. Bisset, Sie haben mich unglücklich gemacht für die Zeit meines Lebens!“

„Verzeihen Sie, mein Lord, ich konnte nicht anders handeln,“ sprach Bisset fest. „Es hat Fälle gegeben, daß Personen acht bis zehn Tage scheinodt lagen.“

„Aber sie war todt, sage ich Ihnen,“ erwiderte Lord Chetwynd gebrochen. „Sie starb an dem Fieber, das sie in der Hütte einer Bäuerin geerbt hatte. Sie wußte, daß sie sterben mußte, und sagte mir Lebwohl. Und als sie gestorben war, sanken ihre Augen tief ein und ein leichenhafter Ausdruck kam in ihre Züge. Das bleiche, verfallene Gesicht bekam eine eigenthümliche, blaue Farbe — —“

Er brach schluchzend ab.

Bisset erschraf.

„Eine blaue Farbe, mein Lord?“ rief er aus. „Um's Himmels willen, fahren Sie fort. War diese Bläue am meisten um die Augen und den Mund sichtbar?“

„So ist es! Diese seltsame Färbung gab dem Antlitz meiner Gemahlin einen so geisterhaften Anblick, daß ich ihn nie vergessen kann.“

Bisset dachte einige Augenblicke nach. Chetwynd's Worte hatten offenbar einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht.

„Mein Lord, Ihre Worte befestigen nur meinen Wunsch, Lady Chetwynd's Sarg zu öffnen,“ sprach er endlich. „Es giebt einen Zustand von Scheintod, der durch diese blaue Farbe charakterisirt wird, die Sie beschrieben haben. Ich kann Ihnen jetzt noch nicht mehr sagen, aber ich schwöre Ihnen, daß ich, bevor ich Ihren Dienst verlasse, Ihnen eine Geschichte zu Füßen legen werde, die Sie mit Entsetzen erfüllen wird. Ich glaube, daß Lady Chetwynd scheinodt begraben wurde.“

Chetwynd taumelte, sein Gesicht wurde geisterbleich.

„Sie glauben wirklich, daß meine Frau — —“

„Ich wiederhole es,“ sagte Bisset mit großem Ernste, „daß Lady Chetwynd nach meiner Meinung lebendig begraben wurde. Ich glaube, daß sie zu irgend einem Zwecke aus ihrem Grabe befreit wurde.“

„Befreit!“ rief Chetwynd rasch.

„Ob sie mit klarer Vernunft aus ihrem Sarge gestiegen ist, kann ich jetzt noch nicht entscheiden,“ fuhr Bisset fort, „aber, daß sie ihrem Sarge entstiegen ist, davon bin ich vollkommen überzeugt. Ich glaube, daß sie lebt!“

Chetwynd wich zur Wand zurück. Er schien einer Ohnmacht nahe, aber seine Augen brannten in wildem Feuer.

„Ich glaube, daß Lady Chetwynd lebt,“ fuhr Mr. Bisset unbeirrt fort; „daß es Ihre eigene Gemahlin war, die Sie wiederholt gesehen haben; daß Lady Chetwynd's Gespenst Lady Chetwynd's lebendes Ich war.“

Neunundvierzigstes Kapitel.

Die Erklärung Bisset's, daß nach seiner Meinung Lady Chetwynd noch unter den Lebenden wandle, fielen wie glühende Kohlen in die Herzen seiner beiden Zuhörer. Sowohl Chetwynd als Tempest standen starr, stumm und regungslos, wie versteinert vor Entsetzen.

Tempest fühlte einen unbestimmten Zorn gegen den Detektiv in sich aufsteigen, dessen Annahmen unglaublich, märchenhaft klangen; aber Chetwynd war ganz betäubt, unfähig zu denken; bleich und geisterhaft, wie dem Tode nahe, stand er da.

Tempest ermannte sich endlich aus seiner eigenen Betäubung und schaute seinen Wirth plötzlich erschrocken an, er sprang auf ihn zu und unterstützte ihn.

„Sprechen Sie doch, mein Lord,“ rief Tempest ängstlich, „sprechen Sie zu mir! Barmherziger Gott, er ist krank!“

Chetwynd bewegte sich schwach, und ein Schimmer von Farbe kehrte in sein geisterbleiches Gesicht zurück. Nach und nach fingen seine Sinne wieder an, sich zu beleben, und seine Starrheit wich. Er stieß einen langen, tiefen Seufzer aus und machte sich sanft aus Tempest's Armen los.

„Wollen wir nicht wieder in die unteren Zimmer hinabgehen?“ fragte Tempest; „Sie sehen krank aus.“

„Es ist mir wieder besser,“ sagte der Marquis mit gebrochener Stimme. „Ich war einen Augenblick lang überwältigt. Was haben Sie gesagt, Mr. Bisset? Ach, ich er-

innere mich jetzt. Sie sagten, daß mein geheimnißvoller Saß mit Vernice's Augen Vernice selbst sei — —

„Ja, das sagte ich, und ich wiederhole meine Behauptung, mein Lord.“

„Sie ist verwegen,“ meinte Tempest.

„Ich habe heute Abend hier Worte gesprochen, mein Lord,“ erklärte Bisset in klarem, festem Tone, „die Sie bis zu ihrem Todestage quälen werden, wenn Sie meiner Forderung nicht nachkommen. Die Vision von dem Sarge Ihrer Gattin wird Sie wachend und träumend umschweben, Sie werden sich in langen und einsamen Nächten fragen, ob jener Sarg leer ist oder nicht. Sie werden sich fragen, ob der Leib Ihrer jungen Gattin zu Staub vermodert ist oder ob sie wahnsinnig und unbeschützt in der weiten Welt umherirrt. Wenn Sie Ihren Sarg nicht öffnen, werden die Dämonen des Zweifels und der Furcht Sie elend machen. Die bloße Möglichkeit, daß meine Worte wahr sein könnten, wird sich Ihnen stets wieder aufdrängen, Sie werden ein geheimes Grauen nie los werden können — —“

„Mr. Bisset,“ unterbrach ihn Tempest, „ich protestire dagegen, daß Sie meinen Freund so aufregen. Er kann es nicht ertragen — und ich auch nicht.“

„Und noch mehr,“ verhartete der Detektive, die Unterbrechung nicht beachtend, „mein Lord, Sie werden es nicht wagen, Miß Mont zu heirathen, während auch nur ein Schatten von Zweifel vorhanden ist, ob Ihre Frau lebt oder nicht.“

„Mr. Bisset,“ wiederholte Tempest, „ich muß abermals protestiren — —“

„Still, mein Freund,“ sagte Lord Chetwynd. „Bisset hat Recht. Nach dem, was er heute Abend hier gesagt hat, werde ich keinen Augenblick der Ruhe mehr haben, weder bei Tage noch bei Nacht, bis ich den Sarg meiner armen Frau untersucht habe. Ich weiß nicht, was ich denken soll — aber ich kann nicht ruhen, ehe ich nicht weiß, daß ihre Gebeine dort in der Gruft liegen. Noch heute, noch in dieser Stunde muß ich es erfahren. Mr. Bisset wird mich begleiten, wollen Sie auch mitgehen, Mr. Tempest?“

Der Gelehrte nickte bejahend. Er sehnte sich eigentlich mit fieberhafter Angst darnach, zu erfahren, ob Vernice lebte oder nicht. Bisset's Zweifel hatten seine Brust wie ein Schwert durchzuckt.

„Wir wollen jetzt gehen,“ sagte Bisset entschieden. „Unser Suchen hier hat ein Ende. Kommen Sie!“

Er rollte das zerknitterte und fleckig gewordene Seidenkleid zusammen, legte es über den Arm und ging über die Stiege voraus in die unteren Gänge hinab. Beim dritten Stockwerke blieben sie stehen, um zu lauschen.

„Wir müssen auf unserer Hut sein,“ sagte Bisset flüsternd. „Ich wünsche nicht, daß Mr. oder Miß Mont von unseren Forschungen etwas erfahren. In einem solchen Falle ist es gut, so verschwiegen als möglich zu sein.“

Die drei Männer näherten sich dann vorsichtig der Stiege.

Als sie auf der obersten Treppe lauschend stehen blieben, erschien unten bei der Stiege Mont's Kopf, der, wie wir es früher beschrieben haben, im Begriffe war, hinaufzusteigen.

Wir haben gesagt, daß Mont auf den ersten Blick von dem Aussehen der Männer erschüttert war und daß er ganz erstarrt war, als er am Arme Bisset's das Kleid erkannte, in welchem Vernice sich als Gespenst gezeigt hatte.

Sprachlos starrte Mont sie an — er verstand die Scene auf den ersten Blick. Er hatte nicht daran gedacht, daß Vernice's Kleid gefunden werden könne; aber dennoch verließ ihn kein verzweifelter Muth nicht.

„Ah, was haben Sie hier?“ fragte er, als er sich von Mr. Bisset scharf beobachtet sah. „Das Kleid des Gespenstes, will ich wetten! Haben Sie auch das Gespenst in Person gefunden?“

„Nein, Gilbert,“ sagte Lord Chetwynd; „aber wir haben Beweise gefunden, daß das geheimnißvolle Mädchen, sie mag nun sein wer immer, Tage und Wochen lang eine Dachstube hier im Hause bewohnt hat.“

„Wirklich?“ sagte Mont kalt. „Ich hätte nicht so ruhig in der Nacht geschlafen, wenn ich das hätte ahnen können. Denn um die Wahrheit zu gestehen, ich glaube, das Geschöpf muß wahnsinnig gewesen sein.“

Chetwynd erschrak über diese Ansicht, die genau mit der Bisset's übereinstimmte.

„Wir haben auch andere Entdeckungen gemacht, Mr. Mont,“ sagte Bisset, Gilbert scharf anschauend. „Wir fanden Fußspuren in dem Staub auf dem Estrich der Dachkammern. Ich habe sie gemessen und bin zu werthvollen Schlüssen gekommen.“

„Und diese wären — —“

„Ich behalte sie für mich, um meine letzte Eröffnung, die ich machen werde, in ein helleres Licht zu stellen,“ erklärte Bisset in kaltem, gleichgültigem Tone. „Erlauben Sie uns jetzt weiter zu gehen, Mr. Mont.“

Mont verneigte sich höflich und trat bei Seite, bis die drei Herren das untere Stockwerk erreicht hatten. Dann folgte er ihnen.

Unten angelangt, nahm Lord Chetwynd das Seidenkleid von Bisset's Arm, trug es in Lady Chetwynd's einstiges Ankleidezimmer und schloß es daselbst in eine Schublade. Dann kehrte er in die Vorhalle zurück, wo Bisset, Tempest und Mont auf ihn warteten.

Lord Chetwynd schaute Bisset und Mont an, und Letzterer bemerkte, daß man irgend etwas vorhabe. Er war natürlich entschlossen, daran theilzunehmen.

„Ich nehme an, daß Eure Forschungen noch nicht vollendet sind,“ sagte Mont in seiner burschikosen Weise. „Habt Ihr noch etwas vor, dann bitte ich, mich helfen zu lassen. Vier sind besser, als drei. Und es ist sonst nicht Chetwynd's Art, mich auszuschließen, da ich doch Alles in der Welt für ihn thun wollte.“

Chetwynd fühlte diesen zarten Vorwurf, und da er selbst offen und ehrlich war, hielt er Mont auch dafür.

„Es ist wahr, Gilbert, daß wir noch etwas vorhaben,“ sagte er. „Mr. Bisset glaubt, daß wir den Sarg meiner armen Vernice untersuchen sollten, und wir wollen es jetzt thun.“

Mont wechselte die Farbe nicht. Er hatte wohl kaum erwartet, daß Lady Chetwynd's letzte Ruhesätte wirklich untersucht werden würde, war aber auf diese Untersuchung vorbereitet. Bisset merkte, daß keine Muskel in seinem Gesicht zuckte und dieses seinen Ausdruck burschikoser Neugierde nicht im Geringsten veränderte.

„Der Mensch ist ein Teufel,“ dachte Bisset. „Aber ich habe schon öfter mit solchen Teufeln zu thun gehabt, und ich will auch diesen bestegen.“

Seine Gefühle verriethen sich jedoch nicht in seinen Zügen und er wartete auf Gilbert Mont's Antwort.

„Laßt mich mitgehen,“ sagte Mont im tiefsten Ernste, ohne eine Spur von Angst oder Schrecken zu verrathen. „Wahrlich, es ist etwas sehr Sonderbares, so eine Sargöffnung. Chetwynd hat wohl ein Recht dazu und ich möchte sehr gern dabei sein. Ich liebte Bernice wie eine Schwester und wenn irgend ein Unrecht geschehen ist, so möchte ich zur Aufklärung beitragen.“

„So komm' mit, Gilbert,“ sprach Chetwynd. „Wir müssen in die Bibliothek hinabgehen, um die Schlüssel zu holen, auch stören wir Sylvia, wenn wir länger hier bleiben.“

Mont warf einen Blick auf seine Kleider.

„Wir sind Alle in leichter Abendtoilette,“ sagte er, „und müssen uns wärmer anziehen, bevor wir uns hinauswagen. Die Luft ist kühl und scharf.“

Dieser so praktische Vorschlag war nicht einmal Bisset eingefallen. Die Herren handelten danach und gingen auf ihre Zimmer. Etwa zehn Minuten später fanden sich alle Vier in der Bibliothek zusammen.

Chetwynd öffnete seine eiserne Kasse und nahm den Schlüssel zur Gruft und einen zum Hauptthore aus derselben.

„Den Schlüssel zur Kirche müssen wir beim Pfarrer holen,“ sagte er. „Ich habe hier unter meinem Mantel eine Laterne und einige Werkzeuge, welche wir brauchen werden. Sind Sie bereit?“

Chetwynd ging voraus und die Andern folgten ihm die Treppe hinab zum Hauptthore. Der Portier war längst nicht mehr auf seinem Posten, die Lichter ausgelöscht, die Dienerschaft zu Bette gegangen. Chetwynd öffnete und schloß das Hauptthor sorgfältig und schlug dann den Weg über die Wiese in den Park ein.

„Wir wollen den kürzesten Weg einschlagen, um in's Dorf zu kommen,“ sagte Chetwynd, als sie weiter eilten. „Hier im Parke traf ich sie auch einmal des Nachts, Mr. Bisset, wie ich Ihnen sagte. Wir werden an der Stelle vorbeikommen.“

„Ich erfahre aus Allem, daß das Gespenst in Chetwynd-Park sehr gut bekannt zu sein scheint,“ sagte Mr. Bisset trocken. „Die Nacht ist dunkel, geben Sie mir die Laterne, mein Lord, ich will sie tragen.“

Er nahm Lord Chetwynd die Laterne aus der Hand und die vier Männer gingen weiter. Lord Chetwynd bezeichnete die Stelle, wo er Bernice gesehen hatte, aber die Gesellschaft verweilte nicht. Sie durchschritten den Park und kamen auf die Landstraße und den Hügel, von dem aus man das Dorf übersehen konnte.

Die Landstraße war einsam und verlassen, der Himmel über ihnen dunkel und man hörte nichts als das Rauschen der Bäume und der in der Ferne an die Rüste schlagenden Wogen. Lord Chetwynd eilte ungeduldig voraus. Sie kamen durch's Dorf, in welchem es ganz still und dunkel war, und schweigend gelangten sie zu dem Friedhofe, hinter welchem die Kirche lag. Das Gitter war offen und Mont ging zwischen den Gräbern voraus.

„Erwarten Sie mich bei der Kirchenthür,“ sagte Chetwynd. „Ich werde den Pfarrer, um mir von ihm den Schlüssel zur Kirche geben zu lassen.“

Das Pfarrhaus stieß an die Kirche an. Chetwynd stieg die Stufen zu demselben hinan und klopfte laut an die Thür. Er mußte sehr oft klopfen, bis sich oben das Fenster öffnete und der Kopf des Pfarrers zum Vorschein kam und fragte, wer da sei und was man wolle.

„Ich bin es — Lord Chetwynd, und bitte Sie, herabzukommen, denn ich habe etwas Wichtiges mit Ihnen zu sprechen.“

Das Fenster wurde geschlossen und es entstand eine kleine Pause. Dann hörte man drinnen Schritte auf der Stiege, Schlüssel klirren und einen Riegel zurückschieben. Endlich ging die Thür auf und der Pfarrer erschien auf der Schwelle.

„Kommen Sie herein, mein Lord,“ sprach er ehrerbietig. „Ist etwas geschehen? Ist Jemand krank? Es ist doch nicht der Geist, der Sie um diese Stunde hierher getrieben hat?“

„Nein, ich brauche den Schlüssel zur Kirche,“ sagte Chetwynd, „ich will den Sarg meiner Frau öffnen.“

Der Geistliche stieß einen Schreckensruf aus. Er glaubte offenbar, Lord Chetwynd wäre wahnsinnig geworden.

„Ich habe hinlängliche Gründe für meine Handlungsweise, auch sind Freunde mit mir,“ sagte der Marquis ungeduldig. „Sie kennen meine Zweifel nicht, daß meine Gemahlin vielleicht gar nicht wirklich gestorben ist, daß das Gespenst von Chetwynd-Park vielleicht gar meine lebende Gattin ist — — geben Sie mir den Schlüssel, den Schlüssel!“

Der Pfarrer betrachtete den Marquis unruhig.

„Er ist wahnsinnig geworden,“ dachte er; „ich habe dieses Ende vorausgesehen, als er erklärte, Lady Chetwynd's Gespenst gesehen zu haben. Armer Herr! Arme Miß Mont!“ Chetwynd schien diese Gedanken zu errathen.

„Ich bin nicht wahnsinnig,“ sagte er; „obgleich ich staune, daß ich's nicht bin. Den Schlüssel! Den Schlüssel!“

Der Pfarrer hörte von unten Stimmen heraufdringen und athmete erleichtert auf.

„Ja, mein Lord,“ erwiderte er hastig. „Ich will die Schlüssel holen und auch mit Ihnen gehen, wenn Ihnen meine Anwesenheit nicht unangenehm ist. Ich verstehe kein Wort von dem, was Sie gesagt haben, aber ich will an der Unternehmung Theil nehmen.“

Er entfernte sich und kam bald darauf vollständig angekleidet mit dem Kirchenschlüssel zurück.

Die Kirche wurde geöffnet; die fünf Herren gingen hinein und begaben sich sofort in Lord Chetwynd's Familiengruft hinab.

Die Laterne wurde an einem Nagel an der Wand aufgehängt. Dann ging Bisset an die Arbeit. Er nahm die Werkzeuge, welche Lord Chetwynd mitgebracht hatte, betrachtete aber zuerst den Sarg von allen Seiten, um sich zu überzeugen, ob er seit Lady Chetwynd's Begräbniß nicht schon geöffnet worden war.

Allem Anscheine nach war er nicht berührt worden.

Er stand auf einem Fußgestelle und war mit schwarzem Flor bedeckt, unter welchem die Silberplatte und die Handhaben matt herdorscheimmerten.

(Fortsetzung folgt.)

Eleanor.

Roman von Mary Dobson.

Schluss.

„Dadurch, daß Sie sogleich dies Haus verlassen! Bleiben Sie, so schwebte ich in fortwährender Angst und Sorge —“

„Das begreife ich,“ entgegnete Maurice, nach seiner alten Weise im Zimmer auf- und abgehend. „Wie theuer mir übrigens mein einziger Bruder ist,“ fügte er nach einer kurzen Pause hinzu, „habe ich erst erfahren, als ich ihn hier im Hause einer Leiche gleich, in seinem Blute fand; bis dahin wußte ich es nicht, hatte es auch nie geglaubt. Allein ich kann nicht verlangen, Miß Relydale, daß Sie meinen Worten Glauben schenken, Sie, die mich hassen und nur von der schlimmsten Seite kennen gelernt haben!“

„Dennoch will ich Ihnen glauben, Maurice Hope, wenn Sie jetzt gehen, und mir ihren Bruder allein überlassen.“

„Sie sollen später meine Antwort erfahren, wenn erst der Arzt, zu dem ich geschickt, hier gewesen ist!“

Dieser war endlich gekommen, hatte den Zustand und die Wunde des Patienten untersucht, dann eine lange Unterredung mit dem Wundarzt gehabt, wobei sie ihre Meinung über die Behandlung des Kranken ausgetauscht.

Als der Arzt gegangen, erschien der jüngere Bruder wieder bei den ängstlich harrenden Frauen, und verkündete ihnen, daß nach Aussage des Arztes Archibald's Leben in der größten Gefahr schwebte und nur sorgsamste Pflege ihn zu retten im Stande sei.

„Ich gehe, Miß Relydale,“ fügte er mit sichtlichem Anstrengung hinzu, „und überlasse ihn Ihrer Sorge. Er selbst wünscht es, und wir dürfen ihn durch keinen Widerspruch reizen. Doch werden Sie ihn kaum mit der Aufmerksamkeit und Geduld pflegen, wie Sie einst seinem Bruder gethan!“

„Wie sollte ich nicht?“

„Weil Sie aufgeregt und voll ängstlicher Besorgnisse sind, Miß Relydale, indeß ich voll ruhigerer Fassung versucht hätte, ihn für Sie dem Leben zu erhalten!“

„Ich werde mich zu beherrschen wissen, und er soll weder meine Angst noch meine Befürchtung bemerken.“

„So überlasse ich ihn Ihren Händen,“ erwiderte er zögernd und fast traurig, „bleibe aber, bis eine günstige oder schlimme Wendung eingetreten ist, hier in Ihrer Nähe, in Carrisford! Dies ist ebenfalls meines Bruders Wunsch.“

Er schritt der Thür zu, wandte sich jedoch noch einmal um und sagte: „Ich bleibe auch zugleich Ihres Vaters wegen, Miß Relydale, denn stirbt Archibald, so ist es meine Pflicht, ihn den Gerichten zu übergeben. Ich werde diesmal nicht seines Lebens schonen!“

„Sie müssen thun, was Ihre Pflicht ist, Mr. Hope,“ versetzte die Erbin von Aver Court, der es noch nicht eingefallen, daß der Tod ihres Geliebten das Leben ihres Vaters in Gefahr bringen könne.

Dreizehntes Kapitel.

Ein Neuerer.

Ungeachtet der sorgsamsten Pflege schwebte während der nächsten Tage das Leben des jungen Mannes wirklich in der größten Gefahr, und seine Umgebung hegte wenig Hoffnung, ihn vom Schmerzenslager wieder ersehen zu sehen. Endlich aber trat Besserung ein, die Kugel konnte aus der Wunde gezogen werden, das heftige Fieber ließ nach, und die Aerzte erklärten Archibald Hope in der Genesung begriffen.

Und zu Aller Freude schritt diese bei dem kräftigen Körper des Patienten täglich vor, und bald konnten Pläne entworfen, und an eine Luftveränderung oder an den Aufenthalt an der Seelüste gedacht werden.

Eleanor Relydale flüsterte ihrem Geliebten zu, daß auch sie nach Devonshire, nach Troquay gehen, und Agnes Prayse als ihre Gefährtin mitnehmen werde, er möge sich daher ebenfalls für dies Seebad entscheiden; was er auch mit einem Blick dankbarer Liebe auf seine unermüdete Pflegerin that.

Maurice Hope besuchte seinen Bruder jeden Tag; anfänglich nur auf Augenblicke, später jedoch, um stundenlang mit ihm zu plaudern. Eleanor Relydale theilte sich an diesen Gesprächen; mit der Genesung des einen Bruders war auch die Furcht vor dem andern verschwunden, und wenn gleich dieser Andere sie noch nicht ihres Versprechens entbunden, so hatte er doch zu ihr gesagt: „Ich hätte versucht, ihn für Sie dem Leben zu erhalten!“

Auf diese Worte setzte die junge Erbin ihre Hoffnung.

Aber auch in Maurice Hope war, vielleicht ihm noch nicht ganz bewußt, eine Wandlung vorgegangen, und lange schon verriethen seine Züge, wie mildere und sanftere Gefühle in ihm die Oberhand gewonnen, obgleich, wenn er die Liebenden beisammen, oder seinen Bruder auf Eleanor's Arm gestützt gehen sah, er sie oft plötzlich verließ, und erst nach langer Zeit wieder zu ihnen zurückkehrte.

Er bereute zwar von Herzen das Unglück, das er zum Theil veranlaßt, allein er liebte Eleanor Relydale darum nicht weniger, und sah ihre Liebe zu seinem Bruder mit tiefempfundenerm Gram, der ihn leicht, da für Archibald alle Gefahr vorüber, in seinen früheren Gemüthszustand zurückversetzen konnte.

Archibald's erster Besuch, fast drei Wochen nachdem er die Schußwunde erhalten, galt einem Kranken jenseits der Brücke, der sich nicht so schnell wie er zu erholen vermochte. Eleanor Relydale begleitete ihn, denn obgleich sie sich oft nach dem Befinden ihres Vaters hatte erkundigen lassen, so hatte sie ihn nach dem traurigen Ereigniß noch nicht wiedergesehen.

Als sie eintraten, fanden sie Sir Richard von Rissen umgeben in einem großen Lehnstuhl in der Nähe des Fensters sitzend, und bemerkten sogleich die große Veränderung, die in

seinem Aeußern vorgegangen. Kraftlos und matt sank sein Haupt auf die Brust herab, die Wangen waren eingefallen, die Augen lagen tief in den Höhlen, indeß sein fast weißes Haar ihn zum frühzeitigen Greise machte.

Als seine Tochter ihren Begleiter dicht vor ihn hinführte, wandte er fast ängstlich die Augen ab, indeß Job, der um seinen Herrn beschäftigt war, freudig ausrief: „Sagte ich Euch nicht, Sir Richard, daß sie kommen würde? Wie konnte sie auch ganz wegbleiben, da Ihr so elend seid!“

„Ich werde nie wieder gesund werden, Job,“ entgegnete Sir Richard in weinerlichem Tone.

„Unsinn, Sir! macht nur, daß Ihr aus diesem verdammten Hause fortkommt — ich weiß auch nicht, weshalb Ihr nicht nach Auer Court wollt!“ entgegnete der treue Diener der Relydale's mit ärgerlicher Stimme.

In Erinnerung des Geschehenen hatte Sir Richard nicht den Muth, seine Tochter anzureden, und war daher froh, als diese zu ihm sagte: „Du wunderst Dich wohl, mich hier zu sehen, Vater?“

„Nein, gewiß nicht,“ erwiderte er zögernd, „denn ich wußte, daß Du kommen würdest!“

„Ich wäre auch schon früher gekommen, hätte nicht dieser,“ — sie deutete auf ihren Begleiter — „meine ganze Sorge in Anspruch genommen. Meine Pflicht war es, bei ihm zu bleiben, der am schwersten und so ungerechter Weise litt.“

„Wir haben Beide schwer gelitten,“ murmelte der Baronet.

„Wäre er gestorben, Vater, ich weiß nicht, was ich in meinem unsäglichen Leid gethan hätte. Die Schuld seines Todes wäre Dir zugefallen — —“

„Du kennst noch nicht den ganzen Sachverhalt, Elley, und darfst daher nicht von mir, Deinem Vater, das Schlimmste denken!“

„Aber er lebt — Du hast gleichfalls den Tod vor Augen gehabt, und die Neue mag in Dir erwacht sein!“

„Ja, ich bereue aufrichtig, was geschehen ist!“

„Ich will es hoffen und glauben,“ entgegnete Eleanor mit einem tiefen Seufzer.

„Und ich stehe dafür ein,“ sprach hinter ihnen eine Stimme. Erstaunt blickten sich die Anwesenden um und erkannten Lady Relydale, die in der geöffneten Thür stand.

„Sie hier?“ fragte erstaunt Eleanor. „Ich meinte, Sie würden nie wieder nach England zurückkehren?“

„Ich bin nur gekommen, Deinen Vater von hier abzuholen,“ erwiderte hastig Lady Relydale, „denn ich wußte wohl, daß ohne mich ihm Unglück begegnen würde!“

„Wie lange waren Sie schon in Carrisford?“

„Drei Tage,“ entgegnete sie, indem sie völlig ins Zimmer trat und die Thür schloß; „vor einer Woche erst ward ich aus dem Irrenhaus entlassen!“

Sie setzte sich wie zum Schutz an die Seite ihres Vaters, nahm ihren verfarbten, seidenen Hut ab, und begann mit beiden Händen ihr weißes Haar zu glätten, wobei Eleanor schauernd der vergangenen Tage gedachte.

„Verlaß uns, Job!“ gebot Lady Relydale plötzlich, und der alte Diener kam diesem Gebote nach, um jenseits der Brücke der Rückkehr seiner jungen Gebieterin und ihres Verlobten zu warten.

Lady Relydale beabsichtigte offenbar als Rathgeberin und Fürsprecherin ihres Vaters aufzutreten, denn als dieser

im Begriff war zu reden, unterbrach sie ihn, und sagte: „Rege Dich durch Entschuldigungen und Erklärungen über das stattgehabte Unglück nicht weiter auf, Richard! Mr. Hope, der dem Leben wiedergeschenkt ist, wird dem Himmel dankbar für seine Erhaltung und daher auch versöhnlich gegen Dich sein!“

„Ja, ich bin dem Himmel dankbar für meine Erhaltung,“ entgegnete Archibald, „und um Mrs. Hope's Tochter willen, deren Leben Sie so lange schon getrübt haben, lasse ich die Vergangenheit ruhen, Sir Richard. Man wird in Carrisford denken und sagen, daß ein zufälliges, unglückliches Ereigniß stattgefunden, wenn ich, als einziger Zeuge der Wahrheit, niemals als Ihr Ankläger auftreten werde.“

„Man glaubt das bereits,“ entgegnete lebhafter als vorher der Baronet, „Job hat allen erzählt, daß eine heftige Explosion stattgefunden, welche uns Beide in den größten Schrecken versetzt hat. Was aber wird Ihr Bruder thun und sagen?“

„Er wird meine und Ihrer Tochter Wünsche in dieser Beziehung ehren!“

„Er ist bis jetzt jeden Tag hiergewesen, nur um mir zu sagen, wie sehr er sich freut, mich doch noch hängen zu sehen. Er ist der gefühlloseste Mensch, den ich in meinem Leben gesehen, und will sich nicht einreden lassen, daß das ganze Ereigniß doch nur ein Zufall gewesen!“

„Schweigen wir davon, Sir Richard, vernehmen Sie vielmehr, unter welchen Bedingungen ich unser Uebereinkommen gelten lassen will.“

„Lassen Sie hören,“ antwortete Lady Relydale schnell an ihres Vaters Stelle.

Archibald Hope sah der Sprecherin ernst und forschend ins Antlitz.

„Sie und Sir Richard,“ sagte er dann, „sollen sich verpflichten, sobald Ihr Gemahl die Reise unternehmen kann, auf zwei Jahre wenigstens nicht nach Deutschland zurückzukehren —“

„Wir haben schon davon gesprochen,“ entgegnete Lady Relydale hastig, „denn ich will nicht hier in diesem Lande bleiben, wo ich noch keinen glücklichen Tag erlebt!“

„So stimmen denn unsere Wünsche überein, allein lassen Sie mich weiter reden! — Während Ihrer Abwesenheit wird Mr. Prayse Auer Court und Carrisford verwalten, und Miß Relydale daselbst, so lange und so oft es ihr beliebt, wohnen. Ich trete schon bald in die Rechte ihres gesetzlichen Beschützers, und werde dann Alle, die sich ihr in feindlicher Absicht zu nahen wagen, mit unnachsichtiger Strenge behandeln.“

„Gott segne Sie, Hope, für diese Worte,“ sprach Sir Richard, welcher mit gesenktem Haupte der Rede des jungen Mannes gelauscht hatte, „Sie werden meiner einzigen Tochter gewiß ein zärtlicher liebevoller Vater sein — allein wir — woher sollen wir die Mittel zu unserem Aufenthalt in Deutschland nehmen?“

„Daran ist schon gedacht, die werden wir Ihnen liefern. Elley will Ihnen jährlich eine bestimmte Summe aussetzen, die hinreicht, um anständig davon leben zu können und auch das Gut hier bringt bei Verkleinerung des Haushaltes auf Auer Court einen reichlichen Ertrag. Gehen Sie auf unseren Vorschlag ein?“

„Wir gehen darauf ein,“ antwortete Lady Relydale, „müssen aber noch einige Zeit in Auer Court bleiben, wo Sir Richard sich schneller erholen wird, als in dieser feuchten, kalten Hütte, was die Aerzte gleichfalls meinen. Diese halten

ihn noch immer für sehr krank. Er ist schwächer als er selbst und Andere glauben, und die Aerzte haben mir anempfohlen, ihn nicht außer Augen zu lassen. Als ob ich das thun würde, jetzt wo ich ihn pflegen und bei mir behalten kann, und wir in Frieden und Einigkeit bei einander leben!"

"Ich für meinen Theil möchte lieber hier bleiben," sagte Sir Richard, sich an seine Tochter wendend. "Denn, Elley, seit meiner schweren Krankheit, in der der Tod mir nahe war, ist meine Liebe zu Dir stärker denn je erwacht, und wenn Du mir nur vertrauen wolltest, mich wie früher lieben, so könnten wir doch Alle zusammen in Awer Court leben, und dort mit Mr. Hope, als Deinem Gatten, ein neues fröhliches Leben beginnen!"

Es schien Sir Richard Ernst mit seinem Vorschlag und seiner Liebe; die Thränen rannen ihm über die eingefallenen Wangen herab, und seine blutunterlaufenen Augen, wie seine krankhaft bleichen Züge, verriethen einiges von dem Vatergefühl, dessen er sich rühmte.

"Ihre Tochter wird allerdings ein neues Leben, aber an meiner Seite beginnen, Sir Richard," entgegnete Archibald Hope in ernstem, fast strengem Tone, "sie hat mit Ihnen für immer abgeschlossen!"

"Es ist auch besser so," sagte Lady Relydale hastig; "auch Sir Richard ist in meiner Gesellschaft und Pflege am besten aufgehoben."

"Da ihr keine Erwiderung zu Theil ward," fuhr sie fort, "bevor wir aber gehen, bleiben uns noch Schulden zu berichtigen. Unsere Gläubiger — —"

"Wir werden sie abfertigen, sobald Sie Awer Court verlassen — —"

"Auch das noch!" rief Sir Richard Relydale von neuer Nührung erfaßt. "Es übersteigt bei Weitem meine Hoffnungen und Erwartungen — allein Sie konnten Ihren künftigen Schwiegervater doch auch nicht so ganz mittellos lassen, Mr. Hope! — Uebrigens hatte ich in jener unglücklichen Nacht nicht die Absicht, Ihnen Schaden zuzufügen! — Noch trunken kehrte ich in das Zimmer zurück und rief die Deuchter um, wobei ich jedoch die Anwesenheit eines Mannes entdeckte, den ich für Maurice hielt. Nicht wissend, was ich von diesem zu erwarten hätte, zog ich meine Pistole hervor, als Jemand mit einem Stuhl nach mir schlug, daß der Schuß ohne meinen Willen losging. Gleich darauf fühlte ich mich vom Boden aufgehoben und aus dem Fenster gestürzt. Schrecklich! schrecklich! Mir ist's, als müßte ich abermals in die Tiefe hinabstürzen!"

Todtenbleich lehnte sich der Baronet in seinen Sessel zurück, indeß seine Gattin hastig nach Riechflaschen und einem Glase Wasser griff.

"Er kann keine Aufregung ertragen," rief sie heftig aus, "weshalb gehen Sie Beide nicht und überlassen ihn mir, die allein ihn richtig zu behandeln und zu pflegen weiß! — Sehen Sie, er rührt sich wieder, entfernen Sie sich, er könnte sterben, wenn Sie noch länger bleiben!"

"Wäre er mit einer Lüge auf den Lippen gestorben, so hätte ich dies ewig beklagt," sagte Archibald leise, mit Eleanor das Haus verlassend, dessen Thür hastig hinter ihnen zugeschlagen und verschlossen ward.

"Ist das Neue, Archibald?" flüsterte Miß Relydale, sich schnell mit ihrem Verlobten entfernend.

"So weit er deren fähig ist, ja Geliebte!"

"Und Du hast ihm so großmüthig das beabsichtigte

Verbrechen vergeben, und nur aus Liebe zu einem armen schwachen Mädchen?"

"Ja, nur aus unaussprechlicher Liebe zu Dir, Theuerste!" entgegnete Archibald Hope, seinen Arm in den ihrigen legend. "Bin ich aber wohl großmüthiger als Maurice, der doch auch —"

"O, reden wir lieber nicht von ihm," rief Eleanor, "denn oft fürchte ich, er wird sich unseren Wünschen nicht fügen!"

"Sei außer aller Sorge, Geliebte, und lerne erst meinen Bruder Maurice kennen!"

Als sie langsam über die Brücke schritten, trat ihnen Job Fritton entgegen, welcher, ganz gegen seine Gewohnheit, freundlich sagte: "Es geht ihm besser, glaubt Ihr nicht auch, Miß Elley?"

"Ja, Job, ich glaube, er wird diesmal noch mit dem Leben davon kommen!"

"Aber er wird nie wieder der Alte werden, vielmehr bald schon eines Kollapsts bedürfen, wie ihn Sir William erst in seinem hohem Alter hatte. Als ich ihm dies sagte und auch, wie ich ihn unter die Buchen fahren und da bei ihm bleiben wolle, schalt und fluchte er, wie es sein Vater gethan, und ich freute mich ordentlich, einmal wieder einen Relydale zu hören! — Seit sie gekommen ist," fügte er die Stirn runzelnd hinzu, "ist aber Alles anders geworden. Sie sprachen von andern Gegenden, anstatt auf Awer Court zu bleiben, wohin er gehört, und wo schon so viele Relydales gelebt haben und gestorben sind. Ich wollte, ich hätte das Wirthshaus nicht gekauft, ich würde dann mit ihnen gehen, Miß Elley, ja das würde ich!"

"Ihr thut viel besser, in Carrisford zu bleiben, Job," rief Archibald dem alten anhänglichen Diener der Relydales.

"Ihr mögt Recht haben, denn er wird schon von Neuem undankbar gegen mich, obgleich ich fast keine Minute geschlafen, seit sie ihn aus dem Wasser gezogen, denn ich hatte ihn ganz allein zu pflegen," fügte er mit einem vorwurfsvollen Blick auf Eleanor hinzu, "Ihr habt für Euren Vater nichts gethan — —"

"Ich weiß, Job," antwortete diese, den Greis lächelnd anblickend, "aber meine Pflicht und mein Gefühl verwiesen mich an ein anderes Krankenlager —"

"Ja, ja," erwiderte er, Archibald mit finsternen Blicken messend, "es muß wohl so recht sein, obgleich ich das Ganze nicht recht begreifen kann."

Die beiden Liebenden grüßten den grämlichen Diener freundlich und setzten ihren Weg fort, indeß Job Fritton, sich an die Brücke lehnend, ihnen nachblickte und kopfschüttelnd sagte:

"Ja, ja, es ist am Ende nur natürlich, daß sie zu Dem hält, und um feinetwillen ihren Vater verläßt, von dem sie nie Liebe und Gutes erfahren! Es ist auch natürlich, wenn die Menschen zu heirathen gedenken, wie ich es gern hätte, wenn nur Mrs. Edwards wollte. Gewiß aber hat sie genug an ihrem ersten Manne gehabt, und ich, ich habe nun dafür zu leiden!"

Wir verlassen hier Job Fritton, der noch lange über sein Mißgeschick nachsinnt, und fügen hinzu, daß er wirklich der Wirth der Relydale Arms geworden ist, dabei aber sich sehr oft auf Awer Court einfindet, um sich in schwierigen Fällen Rath bei Mrs. Edwards zu holen, die lebenslänglich Verwalterin in dem alten Herrenhause geblieben ist.

Vierzehntes Kapitel.

Friede.

Endlich war Archibald Hope so weit hergestellt, daß er an seine Abreise denken konnte. Die Aerzte hatten schon lange ihre Einwilligung erteilt, und nur der Wille des Patienten schob sie noch auf unbestimmte Zeit hinaus.

Es war bereits Ende September, und Sir Richard mit Lady Relydale schon nach Deutschland abgereist, er aber fühlte sich so wohl in der Verwalterwohnung, wohin er aus dem Unglücks Hause übersiedelt war, daß er sich kaum entschließen konnte, dem glücklichen Leben, das er führte, ein Ende zu machen. Theilweise aber hing auch sein Ausbruch noch von einer Reise ab, die Mr. und Mrs. Prayse unternehmen wollten, und während welcher ihre Tochter Miß Relydale nach Devonshire begleiten sollte.

Während der ganzen Zeit seiner Krankheit und Genesung hatte ihn sein Bruder täglich, oft sogar zweimal besucht. Seit ihrer Knabenzeit waren sie nicht wieder so oft und so lange beisammen gewesen. Wie in ihren Kinderjahren durchstreiften sie wieder stundenlang Feld und Wald, oder vertieften sich mit der ihnen Beiden eigenen Lebhaftigkeit in Unterhaltungen, welche auch für die übrigen Hausbewohner nicht ohne Interesse waren.

Nie aber hatten sie, wenngleich sich ihnen Gelegenheit oft genug dargeboten, Eleanor Relydale's unter einander erwähnt. Beide schienen vermeiden zu wollen, die traurigen Erinnerungen wieder zu wecken, die sich an diesem Namen knüpften.

Dennoch war Archibald überzeugt, daß trotz seiner oft mürrischen, finsternen Schweigsamkeit, Maurice zu einem Entschluß gekommen sei, den ihm mitzuthellen, seine gekränkte Liebe, wie sein gekränkter Stolz noch nicht zuließen.

Schließlich aber wurde doch die vielbesprochene Reise nach Devonshire, und sogar auch der Tag der Abreise für Alle bestimmt; Mr. und Mrs. Prayse wollten eine verwandte Familie in einer entlegenen Grafschaft besuchen, die beiden Freundinnen gingen nach Torquay am Meeresstrand, und Archibald Hope begleitete sie dahin, um gleichzeitig als Reconvalescent die Seebäder zu gebrauchen.

Heimlich hatten die Verlobten unter einander ausgemacht, daß auch in Torquay eine stille Hochzeitsfeier stattfinden solle, und sie als Mann und Weib im Herbst entweder nach Averbout oder Glasgow für die nächstfolgende Zeit reisen wollten.

Da Maurice, obgleich er von der Abreise hörte, derselben mit keinem Worte erwähnte, so beschloß Archibald, offen mit ihm über den Gegenstand zu reden, den zu berühren Beide so lange gescheut hatten, und eines Nachmittags, als er Maurice durch den Garten daherschreiten sah, ging er ihm eine Strecke entgegen und sagte, seinen Arm ergreifend: „Maurice, wir wollen einmal offen die Angelegenheit besprechen, die schon von drei Seiten so viele vergebliche Worte gekostet, und die doch endlich unter uns entschieden werden muß!“

„Kann es nicht anders sein?“ fragte düster der jüngere Bruder.

„Nein, Maurice, denn wir müssen wissen, wie wir einander gegenüber stehen!“

„So laß mich hören, was Du mir zu sagen hast!“

„So höre. Ehe ich mein früheres thätiges Leben in Glasgow wieder beginne, werde ich nach Devonshire reisen, dort mit Eleanor Relydale zusammentreffen, und sie in Uebereinstimmung mit Allen, die in der Sache ein Wort mitzureden haben, heirathen!“

„Seid Ihr Beide wirklich Aller Zustimmung so gewiß?“

„Ist es etwa noch Deine Absicht, nach Allem was geschehen ist, Dich meinem Glück entgegen zu stellen? Nachdem Du und Sir Richard mir fast — denn Du kannst es nicht leugnen — das Leben genommen?“

„Nein, Archibald, das ist meine Absicht nicht!“

„So sprich, was willst, verlangst oder begehrst Du dann? Weshalb läßt Du mich so lange auf Dein letztes Wort warten — —?“

„Du wirst auch jetzt dies letzte Wort nicht von mir hören!“ — entgegnete Marice. „Nur Miß Relydale gebe ich meine entscheidende Antwort, und ich habe schon lange gewartet, daß sie diese von mir begehren sollte. Gestehe ich es offen, ich vermag mit Dir nicht ohne Aufregung von dieser Angelegenheit zu reden, denn wenn Du auch mein Bruder bist, so bist Du doch auch mein bevorzugter Nebenbuhler!“

„Ich bedaure wirklich von Herzen, daß Du mich als solchen betrachtest! — Wenn wir erst zusammen in Devonshire sind — —“

„Wir? — Nein Archibald, das kann nicht sein — —“

„Und ich hatte so sicher auf Deine Begleitung gerechnet, Maurice — —“

„Ich verlasse Euch schon hier — ich kann nicht Zeuge Eures Glückes sein!“

„Welchen wichtigen Gegenstand verheimlicht Ihr Beide da so angelegentlich?“ fragte plötzlich eine helle Stimme, und ehe noch die Brüder sich umsehen konnten, standen Miß Relydale und Agnes Prayse an ihrer Seite.

„Wir sprechen von Ihnen, Eleanor,“ erwiderte gelassen der jüngere Bruder, während Miß Relydale forschend ihren Verlobten betrachtete, der mit einem beruhigenden Blick sagte: „Maurice will uns durchaus nicht nach Devonshire begleiten, sondern schon hier Abschied von uns nehmen!“

„Aber er wird uns doch in Torquay besuchen — —“

„Nein, auch das nicht!“ lautete die entscheidende Antwort.

„Und doch hatte ich mit Bestimmtheit darauf gerechnet, Sie in Torquay zu sehen, Maurice, um noch ein letztes Mal unsere Vergangenheit mit Ihnen zu besprechen, da Sie,“ fügte sie leiser hinzu, „bis jetzt beharrlich darüber schwiegen!“

„Was verlangen Sie von mir zu hören?“ fragte Maurice, die schöne Erbin von Averbout mit einem kaum zu beschreibenden Blick betrachtend.

Diese, voll von dem Vertrauen, das sie bei näherer Kenntniß seines Charakters zu ihm gefaßt, legte ihren Arm in den seinigen und schritt eine Weile schweigend neben ihm hin, bis sie die Stelle erreichten, wo vor nicht langer Zeit Maurice sie aufgefordert, die Seine zu werden.

Hier stand sie still, ergriff seine beiden Hände und sagte in bewegttem Tone: „Maurice, ich weiß jetzt, daß ich in meinem Leben Sie viel zu sehr gefürchtet habe, und daher oft ungerecht gegen Sie gewesen bin. Darf ich Sie hier deshalb um Verzeihung bitten?“

„Ich habe Nichts zu verzeihen!“ entgegnete er halblaut, ohne seine Gefährtin anzublicken.

„Doch, Maurice, sehr viel! Ich habe Sie stets nur in

Ihren Fehlern und Schwächen vor Augen gehabt, und nie darnach getrachtet, die guten Seiten Ihres Charakters ausfindig zu machen!"

"So lassen Sie mir doch endlich einige Gerechtigkeit widersprechen?" sprach er leiser noch als vorher.

"Und Sie verzeihen mir?"

"Wenn ich wirklich etwas zu verzeihen habe, ja!"

Er hielt ihre Hände fest in den seinigen, so lange, bis sie schüchtern und fragend zu ihm aufblickte. Dann sagte er, sie voll schmerzlicher Zärtlichkeit betrachtend: "Elley, soll ich nichts weiter von Ihnen hören?"

"Ja, Maurice, ich — —"

"Ich weiß, was Sie sagen wollen — dieselbe Frage und Bitte, die ich aus seinem Munde nicht zu hören vermochte, denn mein Herz sehnt sich, wenigstens Ihren Dank zu vernehmen, nicht aber den seinigen!"

Tief gerührt blickte jetzt die junge Erbin ihn an und bat in kaum vernehmlichem Tone:

"Maurice, wollen Sie mir wirklich das unbeachtete Versprechen zurückgeben, das Sie einst von mir in der Waldhütte erhielten?"

"Ja, Elley, ich gebe es Ihnen hiemit zurück, allein damit auch die Aussicht, je im Leben glücklich zu werden!"

O, sagen Sie das nicht, Maurice! Sie sind noch so jung — —" entgegnete Thränen in den Augen das junge Mädchen.

"Ich kehrte voll Hoffnung auf eine glückliche Zukunft aus der neuen Welt heim," sprach Maurice träumerisch; "allein ich sah diese bald schwinden! — Dennoch gilt Ihr Glück mir höher als das meinige, und dies wenigstens habe ich durch meine Entsagung erkaufte! — Und nun vergeben auch Sie mir allen Kummer, den ich Ihnen oft wissentlich, oft auch ohne meine Schuld bereitet, und lassen Sie mich diese Vergebung mit in die Ferne nehmen!"

Er neigte sich bei diesen Worten über ihre Hände, die er mit seinen Küssen bedeckte, indeß sie leise flüsternd ihm ihre Vergebung zusicherte: "Aber, Maurice, Sie kommen wieder! Versprechen Sie mir, daß Sie nicht auf immer scheiden!"

"Nach Jahren, Eleanor, wenn mir die Zeit Vergessenheit gebracht!"

In ihrer Aufregung hatten sie nicht gehört, daß Archibald und Agnes sich ihnen genähert, die sie erst gewahrten, als sie ihnen ganz nahe standen.

Seines Bruders Hand ergreifend, legte Maurice Eleanor's Rechte hinein und sagte mit bewegter Stimme: "Nicht Deinetwegen, Archibald, so theuer Du mir auch bist, nein, nur um Ihetwillen, um ihres Friedens willen habe ich dies Opfer gebracht!"

Und hastig sich umwendend, eilte er dem naheliegenden Parke zu.

So schnell er vermochte, lief Archibald ihm nach, um ihm wenigstens seinen brüderlichen Dank auszusprechen, doch rief ihm Maurice aus der Ferne ein Lebewohl zu, und winkte ihm zurückzubleiben, indeß er selbst tiefer in den Park hineindrang.

Auf lange Jahre hinaus hatten sie Maurice zum letzten Mal gesehen, der erst in späterem Alter mit seiner Gattin und blühenden Kindern wieder nach England zurückkehrte.

Mit ihm aber war auch der letzte Schatten geschwunden der so lange das Leben der jungen Erbin von Aber Court umdüstert hatte. Für sie ging, als Archibald Hope's Gattin die sie noch in Torquay ward, ein neues, glückliches Dasein an, und zum ersten Mal seit ihrer Kindheit ward ihr das Glück und der Frieden zu Theil, den Archibald Hope ihrem Großvater versprochen, ihr zu sichern.

Fürst und Waidmann.

Historische Novelle von Ludwig Biemssen.

(Fortsetzung)

Fredelin war in der heitersten Stimmung, sah sich nach Richsa's kleinen Fenstern fast die Augen aus und hätte darauf schwören mögen, die Umrisse ihrer lieben Gestalt hinter den halbblinden Scheiben des Stübchens zu gewahren. Daß ergriff ihn so, daß ihm das Blut heiß zu Häupten stieg und die Stirn ihm bis unter das braune Kraushaar hinauf feucht wurde; bald aber, wie sie vorüber waren, lächelte er wieder, pffte still vor sich hin, schmeichelte mit dem Hunde und versank endlich so tief in holde Träumereien, daß er weder auf Weg noch auf Steg achtete, und erst wieder recht zu sich kam, als der Wagen am „Besuch“ jenseits der Oberwiesen anhielt.

Da war aber auch alles Weiße, Unthätige und Träumerische wie abgestreift von dem Jünglinge. Der Eifer für

seinen Beruf, das lebendige Interesse für das eben vorliegend Geschäft nahm ihn voll und ganz in Anspruch. Man mußte ihn sehen, wie frisch und belebt er den Hund an Halsung und Hängefeil vor sich führte und durch fröhlichen Zuspruch immer neu ermunterte; wie ihm das Auge blitzte, wenn das eifrig suchende Thier eine Fährte anfiel, und wie er dann fast athemlos, unbeweglich da stand und nur mit leiser Hand das Hängefeil dem Hunde willig nachgab; mit welchem Eifer er sich niederbückte, um die Richtigkeit der Fährte zu prüfen, und wie seine Stimme fast zärtlich klang, wenn er, wie üblich, den an der Fährte beharren den Hund mit „Was da, mein Mann? Was schleicht daher?“ freundlich schmeichelnd anrief. Dann konnte man so recht erkennen, daß Fredelin mit Leib und Seele Waidmann war, und man mußte den

hübschen, kräftigen, eifrigen Jüngling lieb haben, man mochte wollen oder nicht.

Noch eine geraume Zeit bearbeitete er an diesem schönen Morgen den jungen Leithund und hatte die nicht geringe Freude, zu sehen, wie derselbe immer sicherer die Fährte anfiel, immer fester darauf beharrte.

Ein halbes Stündchen nachher saßen wieder alle Drei auf dem Bänkelchen und rollten der Stadt zu, die, von der goldenen Maisonnette warm beleuchtet, ihnen ebenso glänzend wie traulich entgegen schimmerte.

Vor der Hütte des alten Cide angelangt, überließ Fredelin dem Jungen seinen Zögling zu weiterer Versorgung, indem er ihm noch mehrfache Verhaltensmaßregeln ernstlich einschärfte; er selber sprang vom Wagen und betrat die Wohnung des Alten mit fast nicht geringerem Herzklopfen, als damals, wie er zum ersten Mal hier anpochte.

Freundlich bewillkommnete ihn sein wunderlicher Gönner, hieß ihn Platz nehmen und erkundete sich mit Interesse nach dem Ergebniss der heutigen Arbeit mit dem Hunde, ging dann auf die Jagd im Allgemeinen über und wendete sich endlich urplötzlich mit der hastig hervorgestoßenen Frage an den Jüngling, wie es nunmehr mit seinem Waidmannsglück stehe?

Fredelin war voll Dankes und konnte die erfreulichste Mittheilung machen. Er hatte einen Kolbenhirsch, der zur Arznei in die herzogliche Apotheke geliefert werden sollte, auf sehr beträchtliche Entfernung erlegt, eine alte Wölfin im Zwielficht vor Tag an der Füllentoppel niedergeschossen und einem gewaltigen Adler, der eben ein Nektarklein zu Horst getragen, das Raubhandwerk ein für alle Mal gelegt, so daß er nun wohl hoffte, von seinem alten Mißgeschick befreit zu sein. Mit herzlichem Danke gab er die geheimnißvoll kräftige Armbinde zurück.

Der alte Cide war sehr glücklich und hatte alle Mühe, seine große Befriedigung nicht allzu offenbar werden zu lassen. Der junge Bursche hätte meinen können, er selbst, der kluge, wohlberufene und weitbekannte Cide Segeband habe an der Wirkung seines eigenen Mittels gezweifelt. Dann zwang er sein offenbar schmunzelndes Gesicht in gleichmüthige Falten, nahm die Binde und warf sie achtlos auf den Wandbord, wo die Büchsen und Flaschen mit Medicamenten standen. In seinem Herzen aber wogte es von erhöhtem Wohlwollen für Fredelin: er wollte ihn im Auge behalten, ihm Gutes thun, dem herzigen Jungen, — ja, und gleich heute wollte er ihm, als Zeichen seines besonderen Vertrauens, bei einem Krüge Bier die Geschichte der Belagerung von Uefermünde erzählen. Da werde er die Augen aufreißen, wenn er höre, wie er, Cide Segeband, und der schwarze Mönch von den Augustinern die große Donnerbüchse bedient und dem Markgrafen zur Warnung, daß er abziehen möge, mit einem „freien Schuß“ den Tisch mit Speisen vor dem Maul weggeschossen, — ja, weiß Gott, er erzählte es nicht Jedwem; aber dem Fredelin, dem braven Jungen, dem sollte es nicht vorenthalten bleiben.

So drehte er sich mit freundlicher Miene zu dem Jüngling um und nahm das Gespräch in recht herzlicher Weise damit auf, daß er ihm die Hand schüttelte und ihn aufforderte, auch künftig, wenn ihn ein Leid oder Mangel drückte, unverzagt wieder zu kommen; der alte Cide wisse für mancherlei Rath und helfe ihm gern. Er möge es nur auch ferner erproben.

Dies schien für Fredelin's übervolles Herz der richtige Augenblick zu sein, um sich dem Alten anzuvertrauen, und so ergoß er nun, erst befangen und verlegen, dann muthiger und frischer, all' sein Liebesleid in des Alten hochaufhorchendes Ohr und hörte nicht eher auf, als bis dieser Alles wußte. Dringend bat er noch, ihm Gelegenheit und Eingang drüben in's Haus zu verschaffen, wenn er könne, er wolle es ihm sein Leben lang danken, dann schwieg er und strich sich, einer Antwort harrend, das feuchte Haar aus der heißen Stirne, während seine Augen ängstlich und erwartungsvoll auf den Mienen seines Zuhörers ruhten.

Der Alte lachte dröhnend und unaufhaltsam; ihm mochte es überaus komisch bedünken, daß er noch auf seine alten Tage Gelegenheitsmacher und Freiberber werden sollte, da er doch nicht Kind noch Regel hatte; und immer von Neuem begann sein Gelächter.

Zwei Personen wurden durch diesen Ausbruch der Heiterkeit unangenehm berührt: Fredelin's Wangen färbten sich vor Scham und Unmuth feuerroth, und aus dem Winkel am Fenster ließ der Nabe ein grämliches Krächzen ertönen, offenbar als ein Zeichen, daß seiner Ansicht nach die Gelegenheit zu ernst sei, um ein so unschickliches Lachen zu rechtfertigen, und daß ihn dieser rohe Ausbruch übelangebrachter Lustigkeit an seinem sonst so schweigsamen Herrn sehr befremde.

Für Cide genügte übrigens ein Blick auf Fredelin's entflammtes Gesicht, um sich zu mäthigen; aber seine Stimmung blieb eine ganz ungewöhnlich heitere, wie er durch sein weiteres Benehmen offenkundig bewies. Er war ganz aus den Fugen.

„Capital!“ schrie er mit seiner Löwenstimme, wie er kaum einigermaßen wieder zu Luft und Athem gekommen war. „Capital bei meiner Ehre! Junge, dies ist ein Hauptpaß! Ja, beim Teufel, ich will Dein Freiberber sein, nenne mich einen Hundsfott, wenn ich es nicht thue. Einen Kuppelpelz für meine alten Tage — ha ha ha! Dies ist zehn Pfund Heller werth!“

Fredelin war aufgestanden und wollte etwas erwidern, aber der Alte kam ihm mit wahrhaft wunderbarer Schnelligkeit zuvor. Mit der einen Hand hielt er ihm den Mund zu, mit der anderen stülpte er sich die Pelzmütze auf und griff, nach seinem Krückstock suchend, hinter sich in der Luft umher, bis er ihn fand. Dann faßte er Fredelin am Arm.

„So, und nun fort! Gleich an's Werk! — Frische Fische — gute Fische! Sag' mir kein Wort dagegen! Sollst gleich mit hinüber, der Satan hol' alles Zaudern und Hinhalten. Trau' meinem Wort und thu', was ich Dir heiße, so kehrt Du als Bräutigam zurück.“

Fredelin war von diesen stürmischen Anstalten wie betäubt. So sehr es ihn auch zur Geliebten zog, — jetzt, da er vor sie treten sollte, jagte er wie ein Knabe, und er hatte zahlreiche Einwendungen, unter anderen auch die, daß er nur so im Jagdwamms sei und mindestens zuvor ein anderes Gewand anlegen müsse; aber Cide schlug alle seine Gegenreden siegreich zu Boden, und auf den letzten Einwand erwiderte er nur mit der ironischen Frage, seit wann ein echter Waidmann geschneiegelt und gebiegelt und nach Wisam stinkend, wie eine Beutelratte, zu seinem Liebchen gehe?

Durch solche Entgegnungen war Fredelin bald entwaffnet, und so faßte er sich denn, alles Zagen und Schwanken von sich werfend, einen rechten Muth, drückte dem Alten kühn

und kräftig die Hand und sprach tief aufathmend: „In Gottes Namen denn, laßt uns gehen!“

So verließen sie das Haus; der Rabe sendete ihnen ein langgezogenes, ungläubiges Pfeifen nach.

Den kurzen Weg zu Frau Gertrud's Haus benutzte der alte Eide, der immer still vor sich hinschmunzelte, seinen Begleiter von den Verhältnissen der Wittwe in Kenntniß zu setzen. Sie war mit ihm aus gleichem Geburtsort, ja, in entferntem Grade eigentlich noch mit ihm verwandt, weshalb er sie auch immer noch „Frau Base“ nannte; der Mann, ein braver, tüchtiger Mensch, der fast zwanzig Jahre lang das zahllosen Versuchungen ausgesetzte Amt eines herzoglichen Rentmeisters untadelhaft und redlich versehen hatte, war vor ein paar Jahren, da er das Aufmessen von Korn überwachte, auf der Stiege ausgeglitten und vom Boden abgestürzt, wobei er das Leben verloren. Sterbend hatte er Weib und Kind dem Schutze seines alten Freundes und Nachbarn empfohlen.

Seitdem war das Leben der Frauen still und unbemerkt dahin geflossen. Die Mutter hatte wie eine rechte Wittwe ihre Tage in Arbeit und Trauer verbracht und ihr Kind zu allem Guten in der Furcht Gottes erzogen; das kleine Aderwesen, welches ein treuer Knecht besorgte, und der Ertrag des Gartens und zweier Rübe, die die beiden Frauen versahen, gewährten ihren bescheidenen Ansprüchen ein hinlängliches Auskommen, und in der Person des alten Eide Segeband hatte ihnen zu allen Zeiten ein treuer Freund zur Seite gestanden: — so war Jahr für Jahr verfloßen, Nichts aus einem Kinde eine liebliche Jungfrau geworden, Frau Gertrud aus einer Frau mittlerer Jahre eine kränkliche Matrone, und dem Alten war es erst heute wie ein Licht aufgegangen, daß es Zeit sei, an des Mädchens Zukunft zu denken. Freilich, sie mußte heirathen! —

Und wem gönnte er sie wohl lieber, als dem herzigen Jungen, dem Fredelin, der so gar nicht war, wie andere Burschen seines Alters; — hatte er doch von allen Seiten, wo er nur bei den Jägern angehört, eitel Lob von ihm gehört, — und der ihm, dem vereinsamten Alten, sicherlich auch fernerhin in treuer und dankbarer Liebe zugethan bleiben würde. Fürwahr, die beiden Leutchen pakteten, wenn er es recht überlegte, wie geboren für einander, und das ganze Herz ging ihm auf, wenn er der Sache weiter nachdachte.

Auch sein eigen Leben, so viel noch davon übrig war, gestaltete sich freundlicher vor seinen inneren Augen; ihm hatte schon so gegrant vor dem einsamen, freudlosen Alter ohne Liebe und Pflege, vor einem verlassenen Hinstorben in seinen räucherigen vier Wänden, vor einem öden Grabe, an dem nicht Weib noch Kind weinen würde: nun war das Alles so ganz anders, und fast fröhlich blickte er in die Zukunft.

Eide war, als habe er in Fredelin, der ihm schon vom ersten Augenblick an seine Zuneigung abgewonnen, einen theuren lieben Sohn erworben und ziehe jetzt aus mit ihm, um die Schwiegertochter in's Haus zu holen, und mit ihr Glück und Freude, Licht und Lust und Sonnenschein in die alte Höhle, in der er bisher wie ein grämlicher Rauz im Gemäuer gesessen.

Schweigend und Jeder in seine Gedanken vertieft, hatten sie die letzten Schritte zurückgelegt, und der Alte klinkte wohlgemuth das Gartenpförtchen auf, den mit einer athemlosen Befangenheit kämpfenden Fredelin durch ein halb grimmiges,

halb humoristisches Kopfnicken zu Muth- und Munterkeit ermahnend.

„Sieh' da,“ fuhr er fort, mit seinem Krückstock nach dem Häuschen hindeutend, „sieh' da, die Frau Bas! Nun, das macht sich einmal gut! Sieht hier im Sonnenschein unter dem Baum und schaut so munter aus, als habe sie uns schon lange erwartet und wisse von Allem Bescheid. Gott will Dir sichtlich wohl, mein Bub', — so sei denn nun auch unverzagt und mach' ein Gesicht, wie es sich für einen Bräutigam schickt. Himmel-Mohren-Element noch einmal!“

Fredelin raffte sich zusammen und lächelte.

„Schon gut,“ flüsterte er beschwichtigend, „geht nur vorwärts, ich folge und werde Euch keine Schande machen.“

Wie der Alte gesagt, so war es wirklich. Frau Gertrud hatte ihr langes Leiden endlich so weit überstanden, daß sie das Zimmer verlassen und die ungewöhnlich warmen Maitage schon im Freien genießen konnte. Seit einigen Tagen saß sie während der Mittagsstunden, wohl eingehüllt, auf der alten, vertrauten Stelle unter dem Kirschenbaum und sog mit Auge und Ohr, mit Körper und Seele Erquickung und Genesung in sich hinein, freute sich des warmen Sonnenscheins ihrer geliebten Tochter, die in solchen Stunden bald neben ihr auf dem Bänkehen, sie sanft umschlingend, bald zu ihren Füßen im jungen Grase saß, monnestrahlend zu ihrem Mütterlein ausblickend, und ihr Herz füllte sich mit unaussprechlichem Dank gegen Gott, daß er ihr Leben und Genesung noch einmal verliehen habe.

In solcher Stimmung traf sie heute Eide's Besuch, und mit einem freundlichen Nicken erwiderte sie seinen herzlichen Zuruf, der fast über den ganzen Garten hin zu ihr herüber scholl.

„Nun, das ist einmal brav,“ schnaufte er näherkommend und von Zeit zu Zeit einen Blick hinter sich werfend, ob auch Fredelin ihm folge, „das ist einmal brav, daß die Frau Bas sich herausgemacht hat aus der dumpfen Kammer und hier in unseres Herrgotts Lustrevier niedersitzt, wo ihr die Vöglein zu Häupten singen, und der Sonnenschein durch Busch und Kraut bringt. Nunmehr wird's wohl besser werden mit der Frau Bas, mein' ich, und bin deß wahrlich froh. Ging da mit dem braven Burschen hier, dem Fredelin Redeko — ist Leibschütz bei seiner fürstlichen Gnaden Herzog Bogislaw und ein so braves Blut, wie nur je in Waldbmanns tracht einhergegangen — ging da, sag' ich, am Zaun vorüber um im Bruch nachzusehen, ob die Buben wieder einmal am Bastischälen sind, — da dacht' ich, willst doch einmal sehen, wie es um die Frau Bas steht, und da nahm ich den braven Jungen mit hinein. Nun, wie gefällt er Euch?“

Frau Gertrud lächelte heiter, und über ihr zartes, bleiches Gesicht breitete sich eine schwache Röthe. Auf die letzte Frage antwortete sie freilich nicht, doch während sie den alten Freund und seinen Begleiter niederzusteigen sah und dann von ihrem gebesserten Gesundheitszustande zu sprechen anhub, übersflogen ihre Augen, wo es unbemerkt geschehen konnte, mehrmals die Erscheinung des jungen Fremblings und prüften ihn schärfer, als er es vermuthen mochte.

Der alte Eide, der sich in seinem eigenen Benehmen außerordentlich schlau und diplomatisch vorkam, spann das Gespräch noch eine Weile fort und empfahl verschiedene Mittel, die zur rascheren Genesung beitragen würden und, von ihm selber zubereitet, drüben bei ihm vorrätig seien; aber bald ward es ihm unmöglich, die selbstgewählte Maas-

noch länger zu tragen; er schwihte vor innerer Ungebuld, daß ihm die kahle Stirn voll Perlen stand, und schnauste wie ein überbürdet Lastthier.

Endlich brach er mitten im Gespräch mit der Frage los, wo Richsa sei, und als die Mutter sanft lächelnd erwiderte, daß sie in die Stadt gegangen, um dies und jenes für den Haushalt einzukaufen, beschloß er, nunmehr die diplomatischen Umwege zu verlassen und geraden Weges auf sein Ziel loszugehen. Er begann demnach damit, sein Bedauern auszusprechen, daß die beiden Frauen doch eigentlich gar einsam und verlassen hier außen wohnten; er habe schon viel darob gesonnen und gegrübelt, ob sich dem nicht abhelfen lasse; wenn einer von ihnen einmal etwas zustieße, könnten sie ja kaum Jemand zu Hilfe und Beistand haben, und sei das doch, die Wahrheit zu sagen, ein schlimmes Ding.

Frau Gertrud gab Ersteres seufzend zu; was aber den letzten Punkt beträfe, meinte sie, so gewähre ihnen das Bewußtsein, in dem braven Eide Segeband einen bewährten, treuen Freund und Berather in der Nähe zu haben, hinlängliche Sicherheit. Er werde seine Schützlinge, hoffe sie getrost, ja auch künftighin nicht verlassen.

Der Alte schwihte und schnauste in größter Verlegenheit; — so war es ja auch noch nicht recht; die Frau Bas „fiel ja eine ganz falsche Fährte an“. Halb geschmeichelt, halb ärgerlich nahm er daher einen neuen Anlauf und erwiderte barsch:

„Wie nur die Frau Bas so reden mag! Ich sie verlassen; — nun fürwahr, das thäte mir noth! Aber was kann ich thun? Bin ein alter, abgelebter Hund, der keine Zähne mehr hat und nur um Gottes willen gelitten wird; liege aus Gnaden nur noch abseits im Winkel und wärme mich, dieweil die jüngeren hinaus sind und die Jagd machen: was kann ich noch Jemand nützen? he? — Ja, wenn ich noch so ein frischer und lecker Bub' wäre, wie der Fredelin dort, dann säute es anders aus. Das ist Euch ein braves Blut, Frau Bas, daß Ihr es nur wißt, und ich sag' es, er mag dabei sein oder nicht, der bringt es einmal weiter als der alte Eide Segeband! Ist jetzt schon Leibschütz bei Seiner fürstlichen Gnaden, und also hoch in Gunst, daß er schier alle Tage Förster werden kann; und was darnach kommt, ist noch gar nicht Alles abzusehen. Weiß Gott, ich sehe ihn noch einmal als Pürschmeister Einer Gnaden zur Seite reiten, wenn ich es erlebe!“

Fredelin hatte hocherröthend vergebene Bemühungen gemacht, dem Lobe des Alten Gehalt zu thun, und seine Verlegenheit stieg noch um ein Beträchtliches, als er bemerkte, daß der Blick der Matrone mit sinnendem Wohlgefallen auf seinen Zügen ruhte; er wünschte sich weit weg von hier, und doch war ihm lange nicht so wohl gewesen, wie eben jetzt.

Herglich erklärte Frau Gertrud nun, daß sie an den Versicherungen ihres erfahrenen Nachbarn und Freundes, der in solchen Dingen gewiß das beste Urtheil habe, in keiner Weise zweifle.

Doch das genügte dem Alten, der nun einmal in Feuer gerathen war und nichts halb thun wollte, durchaus nicht; so schnitt er denn der Frau Bas sehr bald das Wort ab und eiferte weiter:

„Ja, ich mein' selber, ich versteh' meine Sach', so ein alter, ausgelebter Krüppel ich jezund auch sein mag. Laßt's Euch nicht irren, sag' ich, daß der Junge nun dasitz, als könnt' er nicht bis fünf zählen, und verlegen ist, wie ein

Mädchen bei der ersten Beichte; — im Feld und Forst, wenn das Jagen angeblasen ist, und die Hunde gelöst sind, da müßt Ihr ihn sehen, da steht er seinen Mann, und wenn die Sauen schäumend die Gewehre wehen, und der wüthende Hirsch hochgeht, zuckt er nicht mit dem Augenlide. Fürwahr, der ganze Jagdhof bezeugt es, daß ein Aelterer von ihm lernen könnte.“

Vergebens versicherte die Matrone abermals, daß sie zu des jungen Waidmanns Tüchtigkeit das beste Vertrauen habe und wohl wisse, daß Bescheidenheit, wie sie einem Jünglinge so schön anstehe, seine Brauchbarkeit im Beruf nicht beeinträchtige.

Der alte Eide hatte nun einmal seinen Kopf darauf gesetzt, seinen Schützling im glänzendsten Lichte zu zeigen, und so fuhr er nun, fast ohne die Frau Bas ausreden zu lassen, plötzlich von seinem Sitz auf und pflanzte sich mit der Miene eines Examinators, der sich der Schwere seiner Anforderungen wohl bewußt ist, terzengrade vor dem überraschten Leibschützen auf und begann in ernstem Ton:

„Weydemann, lieber Weydemann, hübsch und fein, Was gehet hochwacht vor dem edlen Hirsch Von den Felbern gegen Holze ein?“

Fredelin war bei Beginn der bekannten Prüfungsfragen, deren sich alte, wohlverdiente Waidmänner gegen jüngere oder solche, die sich auch nur für Waidmänner ausgaben, bedienten, eilig von seinem Plaze aufgesprungen, hatte den Hut abgenommen und erwiderte, ohne einen Augenblick zu zögern, mit den nur Eingeweihten bekannten reimweisen Antwortsverfen:

„Das kann ich Dir wohl sagen:

Der helle Morgenstern,

Der Schatten und der Athem fein

Geht vor dem edlen Hirsch von Felbern gegen Holze ein.“

Der Alte warf der Frau Bas einen triumphirenden Seitenblick zu, legte sein Gesicht dann augenblicklich wieder in ernste Falten und hob abermals an:

„Weydemann, lieber Weydemann, sag' mir an:

Was hat der edle Hirsch vernommen,

Wie er ist hochwacht von seiner Mutter Leib gekommen?“

Ohne zu stocken oder eine Miene zu verziehen, erwiderte Fredelin respectvollen Tons:

„Das will ich Dir wohl sagen:

Den Mond, den Tag und Sonnenschein

Hat er vernommen fein

Und auf einer grünen Haib'

Hat er genommen seine Weib'.“

Mit ungemeiner Gravität, die Unterlippe weit vorgeschoben, wiegte der Alte billigend und befriedigend seinen mächtigen Kopf hin und her und sprach dann mit erhöhtem Nachdruck:

„Weydemann, lieber Weydemann, sag' mir an:

Wofür muß sich hüten der gute Weydemann?“

Ernst entgegnete Fredelin:

„Lieber Weydemann, das kann ich Dir wohl sagen:

Viel Worte und Schwägen

Thut den Weydemann sehr verlegen.“

Der alte Eide blinzelte abermals die Frau Bas schalkhaft an und ließ einen kurzen, trockenen Husten hören, der auf's Haar wie ein verhaltenes Lachen klang, dann zog er die Augenbrauen hinauf, kniff den Mund eine Sekunde lang,

wie ernst überlegend, scharf zusammen und als holt er zu einem Hauptschlage aus, den sein Gegner nicht werde bestehen können, ließ er, jedes Wort nachdrücklich betonend, die Frage heraus:

„Nun, Weydemann, lieber Weydemann, sag' mir an:
Was ist weißer, denn der Schnee,
Was ist grüner, denn der Klee,
Schwarzer, denn der Rab',
Und klüger, denn der Jägerknab'?"

Ein leichtes Lächeln übersog Fredelin's Miene, und wohlgemuth antwortete er:

„Das kann ich Dir wohl sagen:
Der Tag ist weißer, denn der Schnee,
Die Saat grüner, denn der Klee,
Die Nacht schwärzer, denn der Rab',
Schöne Mädchen klüger, denn der Jägerknab'." —

„Hahaha!" lachte der Alte, indem er die Miene des Examinators fallen ließ und Fredelin, der so wohl bestanden war, in rauher Zärtlichkeit mit beiden Händen an der Schulter packte und schüttelte. „Bei meiner armen Seele, der Junge hat Recht! So klug er ist, schöne Mädchen sind doch klüger als er, und Eine sonderlich hat den armen Knaben also weiblich beherrscht, daß er seither wie im wachen Traum einhergeht und schier all' seine List und guten Muth eingebüßet hat. Was sagt Ihr dazu, Frau Was, — wär's nicht ein Christenwerk, so man ihm behilflich wäre, daß er geneset und wieder guten Muth gewönne?"

Frau Gertrud war bei dieser Wendung etwas betroffen, und zögernd antwortete sie:

„Wie kann das wohl geschehen? Ich bin eine arme, unerfahrene Frau, die nichts von dergleichen versteht: doch wünsch' ich Eurem jungen Freunde wahrlich alles Heil." —

Sie begegnete bei diesen Worten einem so innigen, bittenden und tieferregten Blick des Jünglings, daß sie befangen inne hielt; doch schon nahm ihr der Alte das Wort vom Munde.

„Nun, so Ihr das thut, so zeigt es auch durch die That und erweist Euch bei dem, das ich Euch nunmehr sagen werde, nicht ungeberdig wider den braven Jungen. Hab' einmal mein Wort gegeben, daß ich will Fürsprecher sein bei Euch, und Gott weiß es, daß ich es guter Maßen sein darf, — also ist die Sache kurz und blündig die, daß ihm Euer Töchterlein sein Herz gestohlen hat, und ist der brave Bub' nun hierher gekommen, ob es ihm gelingen möge, mit meiner Hilfe für sein verlorenes zwei Herzen wieder zu gewinnen: des Mägdlein ihres und das Eurige, Frau Was, als einer rechten gütigen Mutter, dieweil ihm sein eigen Mütterlein allbereits vor langen Jahren verstorben ist, und er nun Niemand mehr hat auf dieser Welt, der ihm so recht von Herzen zugethan wäre. — Daß er ein säuberlicher, feiner Bub' ist, sehet Ihr selbst; daß er auch brav und tüchtig, dafür steht Euch der alte Eide ein, und daß er dem Kinde gefallen werd', dafür möcht' ich Kopf und Kragen verwetten: passen sie doch zu einander, wie zwei Augen in einem und demselben Antlig! So sprecht denn ein recht erwogen Wort; weiß ich doch, daß Ihr leer Geschwätz nicht liebt; und sehet zu, ob Ihr nicht dem guten Jungen seinen frohen Muth wiedergeben und der Nischja einen wackeren Bräutigam, Euch selbst aber einen braven, liebevollen Sohn gewinnen möget!"

Des Alten Stimme verrieth eine starke innere Bewegung, die, weil sie an dem sonst so starren Sonderling höchst ungewöhnlich war, Frau Gertrud's Herz auf's Tiefste rührte; und als nun auch Fredelin zu ihr trat und in offener, inniger Weise seine rasch entstandene Liebe zu der holden Nischja bekannte, seine Hoffnung auf Gegenliebe in der treuherzigsten Weise aussprach und inständig um der Mutter Einwilligung zu einem förmlichen Verlöbniß ansuchte, da pochte ihr Herz von tiefer Erregung, und sie mußte sich einen Augenblick an den Stamm des Baumes zurücklehnen, um ihre Fassung wieder zu gewinnen.

Die beiden Männer beobachteten mit Bestürzung die schwindende Farbe in dem Gesicht der Matrone und eilten, sie zu unterstützen; doch wehrte sie die dargebotene Hilfe sanft ab, und einen langen, prüfenden Blick über Fredelin's ganze Erscheinung werfend, streckte sie dem ängstlich Harrenden mild und freundlich ihre hagere, bleiche Hand hin und sprach:

„Schaut nicht so betroffen und ängstlich aus! Ihr habt mich sehr überrascht, aber nicht betrübt; denn was Ihr gesagt, das muß jeder Mutter Herz erfreuen. Und wahrlich, ich könnte ein rechtes Vertrauen zu Euch fassen. Aus Eurem ganzen Wesen und Gebahren spricht ein braves, rebliches Herz, wie dafür ja auch meines guten Vettters Eide herzliches Fürwort bürgt, und könnt' ich somit recht innerlich froh sein, Euch zum Tochtermann und lieben Sohn zu gewinnen. Dennoch müßt Ihr mir eine Frist gönnen, so wichtige Angelegenheit reiflich zu überlegen; handelt es sich doch um meines einzigen Kindes Lebensglück, dem ich arme, kranke Frau Vater und Mutter zugleich sein muß. Für jetzt bin ich noch allzu schwach, um Alles sogleich übersehen und beschließen zu können; auch muß ich mich versichern, ob meines Kindes Herz Euch gewogen ist. Denn mag es auch der Eltern Sache sein, der Tochter den Lebensgefährten auszuwählen, so streitet es doch wider Billigkeit und Klugheit, ihrem Wunsch und Willensmeinung das Gehör zu versagen. Ihr werdet, mein' ich, dem nicht widerstreiten wollen?"

Der alte Eide hatte der sanften und besonnenen Rede mit Ungeduld zugehört; jetzt aber hielt er sich nicht länger und brach, fast ungestüm, mit den Worten los:

„Nun, Frau Was, was der Nischja Jawort anlangt, da möcht' ich meine beste Armbrust wider eines Knaben Pfeil und Fliehbogen verwetten, daß sie es dem Fredelin nicht versagt, wenn sie ihn, wie er behauptet, bisher auch nur einmal gesehen und kaum gesprochen hat. Wie? —"

„Ich glaube auch, daß Ihr Recht haben möget," entgegnete Frau Gertrud lächelnd und mit einem recht mütterlichen Blick auf den bescheiden vor sich niederschauenden Jüngling, „dennoch muß ich es erst von ihr hören und sodann auch Alles mit ihr überlegen. Doch ist das nicht das Einzige. Noch eine Bedingung hab' ich zu stellen, und Ihr dürft mich nicht darob verkennen oder gar für selbstsüchtig erachten. Nicht eher könnte ich, wenn auch sonst Alles sich wohl anstellen möchte, meine Einwilligung geben zu Brautstand und Verspruch, als bis Ihr ein eigen Heimwesen erworben, sei es auch noch so bescheiden und gering, in das Ihr mein Töchterlein aufnehmen könntet." —

(Fortsetzung folgt.)

Flaudereien am Ramin.

Eine Erbschaftsgeschichte.

In New-York erzählt man sich folgende Erbschaftsgeschichte, welche die Frommen im Lande nicht ohne Grund in tiefe Betrübniß versetzt. Frau Harris Cruzer, eine reiche Wittwe, hatte im Jahre 1872 das Irdische gesegnet, ohne directe Leibeserben zu hinterlassen. Nach ihrem Tode fand sich ein im Monat Januar 1868 abgefaßtes Testament nebst einem 18 Monate später datirten Codicill vor, kraft dessen sie den größten Theil ihres Vermögens (240,000 Dollar) in zwei gleichen Hälften der amerikanischen Bibelgesellschaft, sowie der Gesellschaft zur Belehrung der Heiden überschrieb, ihre nächsten Verwandten aber so gut wie leer ausgehen ließ. Letztere erhoben gegen die Gültigkeit des Testaments Einwand, indem sie behaupteten, daß die Erblasserin bei Abfassung ihrer letzten Verfügungen nicht mehr bei vollem Verstande gewesen ist. Als Beweis führten sie an, daß Frau Cruzer nach dem Urtheile sachverständiger Personen bereits im Jahre 1867 geisteskrank und einige Zeit vor ihrem Tode vollständig wahnsinnig gewesen sei. Von jeher eine starkgläubige Anhängerin der presbyterianischen Kirche, wurde sie im Jahre 1868 in Folge einer schweren und anhaltenden Krankheit von der fixen Idee befallen, daß es unter ihrem Bette brenne und der Teufel daselbst auf der Lauer liege, um ihre Seele zur Hölle hinabzuführen. Alle Versuche ihrer Freunde, sie von dieser verrückten Einbildung zu befreien, waren erfolglos; selbst die Vorstellung ihres Pastors fruchtete nichts. Von den schrecklichsten Bildern verfolgt, kam ihr der Gedanke, sich durch Verschreibung ihres Vermögens an die Kirche die Erlösung ihrer Seele von höllischer Pein zu erkaufen. In diesem Vorsatz fand sie Beruhigung. Sie ließ sich durch vernünftige Einreden nicht erschüttern und beharrte dabei, durch Testament und später durch Codicill über ihr Vermögen in oben erwähneter Weise zu disponiren. Außer den Verwandten bezeugten mehrere andere Personen, daß die Lebenskraft der Verstorbenen nach Unterzeichnung des Codicills schnell abgenommen und ihr Wahnsinn bis zu ihrem letzten Augenblicke andauert habe. Auf Grund dieser Thatsache hat der Nachlassrichter entschieden, daß den Testamentserben (den zwei frommen Gesellschaften) der Nachweis obgelegen habe, daß Frau Cruzer zur Zeit der Unterzeichnung des Testaments geistig gesund gewesen sei, daß sie diesen Nachweis aber nicht geliefert haben, und das Testament in Folge dessen als ungültig zu erklären sei.

Ein unheimlicher Gast.

Kürzlich betrat ein anständig gekleideter junger Mann ein Bierlocal in der Hasenhalde bei Berlin, und ließ sich dort an einem Tische nieder, an welchem schon mehrere Herren vorher Platz genommen hatten. Nachdem er die Herren begrüßt, und aus dem ihm vom Kellner vorgelegten Bierglase getrunken hatte, unterbrach er plötzlich die Unterhaltung der an demselben Tische sitzenden Gäste dadurch, daß er sagte: „Meine Herren, ich bin der Scharfrichter Meindel, ich habe soeben eine Depesche erhalten, ich soll morgen früh hier im Zellengefängniß einen Hochverräther vom Leben zum Tode bringen.“ Trozdem den Gästen von dieser graufigen Execution, welche stattfinden sollte, nichts bekannt war, so rückten sie doch mit ihren Stühlen instinctiv von dem angeblichen Nachrichter fort, der heftig gesticulirte und allerlei confuse Redensarten führte. In diesem Augenblick betraten zwei andere Männer das Local, bei deren Anblick der junge Mann erblaute, sich erhob und davonlaufen wollte. Er wurde jedoch an dem Rückzug durch die beiden Männer verhindert, welche ihn zu beruhigen versuchten und ihn dann, ohne Aufsehen zu erregen, aus dem Local entfernten. Wie sich später herausgestellt hat, ist der junge Mann ein früherer Affessor, welcher irrthümlich und von der fixen Idee befallen ist, der Scharfrichter Meindel zu sein. Da der un-

glückliche Mann, der Angehörige einer reichen Familie, von mehreren Irren-Anstalten als unschädlich, aber auch als unheilbar entlassen worden ist, so wurde er unter Obhut von zwei Wärtern in der Familie selbst gepflegt und unterhalten. Seit längerer Zeit nun ist die Familie verreis, und der Unglückliche war allein der Aufsicht der Wärter überlassen. Diese Aufsicht ist nun wahrscheinlich nicht streng genug gewesen, denn der Irre verließ die Wohnung und gelangte bis nach der Hasenhalde. Der Wahnsinn des armen Menschen soll bald nach der Zeit bemerkt und constatirt worden sein, als vor Jahren seine junge blühende Frau nach der Entbindung am Kindbettfieber aus dem Leben schied.

Das Gefängniß zu Neuburg in Westpreußen birgt zur Zeit einen richtigen Halsabschneider, der sich nicht, wie jeder andere Halsabschneider oder Bürgengel mit den Finseln begnügen, sondern das Capital und noch das Leben seines Opfers nehmen wollte. Vor einiger Zeit durchwanderten zwei polnische Juden bittend unsere Stadt und fanden sich zur Nacht in Warlubien ein, um dort ihr Schlafquartier zu nehmen. Zwei dortige Gastwirthe weigerten ihnen die Aufnahme, sie erbaten sich deshalb die Erlaubniß, auf dem Grundstück des Krügers Hermann unter freiem Himmel neben dem Gaststall ein Lager aufzuschlagen zu dürfen. Dies geschah Nachts; nachdem der Eine der beiden Juden in tiefen Schlaf versallen war, begann der andere seinen Genossen, der nebenbei bemerkt die Summe von 120 Thlr. in Papiergeld bei sich gehabt haben soll, mit einem gewöhnlichen Messer zu bearbeiten: er schnitt ihm den Hals von einem Ohr zum anderen auf und brachte ihm mehrere Stiche in den Armen bei. Der Verwundete raffte sich jedoch auf. Nachdem er dem Räuber das Messer entwunden hatte, lief er an das Haus des H. und klopfte, immer hinter sich ganze Ströme Blut zurücklassend, und als er von Niemand gehört wurde, eilte er zum Gendarm Fromberg. H. und der hinzugekommene Hotelbesitzer Gurski begaben sich nun an die Stelle der That, um vielleicht den Thäter zu erwischen. Dieser hatte sich in ein angrenzendes Stück Getreidefeld geflüchtet und wurde aus diesem Versteck durch zwei von G. zum Suchen ausgesandte Hunde in voller Adamsgehalt herausgetrieben; der golddürstige Geselle hatte sogar das Hemde abgeworfen, weil das Blut seine gesamten Kleider verunreinigt hatte. Der Verletzte ist in ärztlicher Behandlung, während der Thäter, ein verschmitzter Kerl, hinter Schloß und Riegel das Weiter abzuwarten hat. Hoffentlich wird der Verletzte dem Leben erhalten bleiben, da der Schnitt in den Hals mit dem einfachen Messer nicht tief genug gegangen ist und so der Garauz verhindert wurde.

Aus America wird der folgende verwegene Versuch, den Postwagen eines Bahnzuges zu plündern, gemeldet. Der Zug von Indianapolis nach Vandalia wurde auf der Station Longpoint in Illinois von einer Diebesbande angefallen, die der Locomotivführer erschoss, die Locomotive und den Postwagen losmachte und eine Strecke weit vor die Station hinausfuhr, während die Passagierwagen auf der Station stehen blieben. Ungefähr zwei englische Meilen von der Station entfernt, machten die Banditen Halt und suchten in den Postwagen einzubringen. Allein der darin befindliche Postbeamte hatte inzwischen die Thüren gesperrt und verrammelt, der Wagen war ohne Fenster und stark gebaut, und vergeblich schossen sie ihre Revolver gegen denselben ab. Inzwischen hatten sich die Passagiere des Zuges aufgemacht, und mit zwei Gewehren und einer Pistole bewaffnet, rückten sie zum Entsatz des im Postwagen Belagerten; die Diebe rissen vor ihnen aus, und der tapfere Conductor wurde unverletzt aus seiner improvisirten Festung befreit.